



Die Dorfschmiede.

Eine oberösterreichische Erzählung

von
Fanny Kaltenhauser.

1.

„Hoh, Bräunl! Ein Stück mußt halt noch gehen! 's nußt dir nix, dein Zackgehen, schau, gar nix nußt's dir! Hin mußt einmal zu der Schmieden, damit dein Schaden repariert wird, und heut mußt's auch noch sein, ja, ja, heut noch!“

Der so sprach, blieb neben seinem Gefährt stehen, hob die mit roten Troddeln verzierte Peitsche und that ein paar Schnalzer ganz dicht neben dem Kopf des Pferdes. Dann schritt er wieder weiter, gemächlich, mit einer eigentümlich schlenkernden Bewegung der Füße. Er trug einen Fuhrmannsstiefel von grobem, blauem Leinen. Der Hut saß ihm etwas tief gegen den Nacken zu, und borstig, halb braun, halb grau schob sich darunter das Haar hervor. Die kleinen grauen Augen hatten einen zwinfernden Blick.

Und nun tauchte da drüben, ziemlich dicht an der Straße, ein stattliches Haus auf, und laute, mächtige Hammerschläge schollen herüber und durchzitterten die Luft mit singendem, hell sumsendem Klang.

Die Schmiede. Sie lag eben im vollen Sonnenschein. Ihr Anblick bot sich dem Auge des Beschauers wie ein prächtiges Bild. Das freundliche Haus war von saftigen, dunkelgrünen Wiesen umrahmt, die sich rückwärts einen leichten Hang hinaufzogen und oben durch einen Föhrenwald begrenzt wurden. An der einen Breitseite und nach rückwärts zu kletterten Weinranken am Spalier hinauf, daneben breitete sich ein Gärtchen hin. An der Vorderseite des Hauses bauchten sich grüngestrichene Fenstergeländer an den Gesimsen weit heraus, dicht besetzt mit Blumentöpfen. Zu dem freundlichen Hausbau der viereckige, niedere

Anbau mit ruhig gewordenen Mauern: die Schmiedewerkstätte. Rastlos fielen hier die Hämmer, welche zwei Männer schwingen, auf den Amboss nieder; beim Feuer in der Esse aber stand ein Bube und schürte es fleißig; feurig glühend lagen darinnen große, unförmliche Stücke Eisen. So oft der Bube den Feuerhaken in die Glut stieß, flackerte diese hell auf, und es sprühte empor in hundert Funken und Fünkchen. Dann hielt sich des Buben Gesicht ein Stück ferne, bis die Funken wieder herniedergestoben waren in die Glut. „Müßt'st mich heißen, gelt?“ murmelte der Bube einmal für sich hin, mit lachenden, lustigen Augen in die Glut schauend,

rief er. „Willst was haben von mir, daß du dich so breit daherstellst?“

„Na, ist leicht das Thork da bloß für schmal-g'wachsene Leut' g'richtet worden, he du? Oder meinst leicht, der Klidinger Wastl wär grad' da, um sich so bei einer Mausspalten hereinzuschieben? Na du, der ich bin, der bin ich schon richtigerweis', nicht so halb und halb! Und ich will grad' nix von dir, aber mein Roß. Dem sein Garel schreit Muweh!“ Und mich ziemt, da bist du der richtig' Doktor dafür!“

Der Meister legte seinen Hammer weg. „I du! Geh weg! Bist mir auch einer! Jetzt grad', wo ich nicht weiß, was ich zuerst anrühren soll, kommst mir mit so was daher. Bist mir ein sauberer Freund, der gar keine Erbarmnis hat mit seinem Kameraden!“

Der Fuhrmann nickte. „Ja, ja, ja! Wenn grad' meine Rasen so weit her-g'langt hätt' zu dir, nachher hätt' ich's dem Bräunl beizeiten auftragen, er dürft' noch derweilen sein Eisen nicht verflören!“

Der Schmiedmeister lachte und warf ein Eisen ins Feuer, damit es glühend würde für den Huf des Pferdes.

Der Fuhrmann hatte sich an den Thürrahmen gelehnt und verfolgte die Bewegungen des Schmiedemeisters. Da störten ihn jäh hastige Schritte aus seinem behaglichen Zusehen. Er wandte sich um. Und über sein Gesicht fuhr ein Freudenstrahl. Die aber da vor ihm stand, war es auch wert, daß sich eines freute über ihren Anblick. Denn die Schönheit haftete

ihr an, als wäre sie über sie ausgegossen, die Gesundheit zeigte sich in dem kräftigen Gliederbau, der blühenden Lebensfarbe. Und der Frohsinn lachte aus ihren Augen, die dunkel waren und einen leuchtenden Glanz zeigten wie ein tiefes, schimmerndes Gewässer.

Einen Augenblick schaute der Fuhrmann schweigend auf das Mädchen, dann hob er die Rechte. „Grüß Gott, Hanni! Alleweil blihsauber und pumperlg'sund, gelt?“



„Hol über!“ Nach dem Gemälde von Edgway Knight.

die über sein ruhiges, hübsches Gesicht einen zuckenden, flirrenden Schein warf.

Draußen war der Fuhrmann nahe gekommen. Seine breite, kräftige Gestalt stellte sich in die Thüröffnung. Da man ihn nicht gleich sah, legte er beide Hände hohl gehalten um den bärtigen Mund. „Hoiho!“ schrie er in das Gelärme hinein.

„Hat nicht einer g'schrien?“ sagte da der Schmiedemeister und lehrte sich herum, die Rechte mit dem Hammer finken lassend. „Oh, du bist's, Klidinger!“

Sie hatte ihre Hand in seine gelegt, sie aber schnellstens wieder zurückgezogen — sie wußte allzu gut, was für einen harten Griff der Mann hatte. „Grüß Gott!“ sagte sie dabei. „Schaust grad' auch nicht nach 'm Krantsein aus, Klidinger, mein' ich!“

„Na, der Kerger lönn' einen schon manchmal freffen!“ versetzte der Fuhrmann in seiner derben Weise. „Eine Schererei ist's mit dem Botenfahren! Gist und Gall' steigt einem oft bis in den Hals herauf. Da bringt man dem einen zu wenig Geld vom Verkauf heim, der ander' schimpft über die schäb'g' War', die man ihm wieder aus'fucht hatt', der ander' meint gar, man hatt' ihn betrogen, und da soll ich mir nachher die ‚abg'stohlenen‘ Kreuzer oder Sechserl als Botenlohn anrechnen; er weiß aber ganz g'nau, daß er seine Sach' bei Heller und Pfennig kriegt hat, nur abschummeln möcht' er mich auf eine miserable Weiß!“

„Und du laßt dir's g'fallen?“ fragte Hanni lächelnd. „Ich mein', mit 'm Klidinger ist's nicht gut spaßen! Das ist keiner von denen, die sich herumdrücken, bis sie wo einen unb'etzten Stuhl finden!“

Ueber des Fuhrmanns Gesicht zog ein Schmunzeln. „Magst schon recht haben! Meine Sach', die mir zu g'hört, trau' ich mir schon zu begehren! Aber einen Kerger giebt's halt doch bei der Sach', und der thut einem nimmer gut, wenn man die Vierzig hinter sich hat!“

Die Hanni lachte. „Na, wenn auch die Jahr' nimmer, der Mann mag's schon noch aufnehmen mit ein bißl Kerger, ziemt mich schier!“

Es war ein eigentümliches Glänzen in dem Blick, mit dem der Fuhrmann jetzt das Mädchen betrachtete. Er richtete sich straff auf und nickte. „Na ja, aufnehmen thu' ich's schon noch mit einem viel jüngeren! Da lauft mir nicht so leicht einer d' Schneid' ab, ja, ja!“

Hanni lachte und trat in die Schmiede ein. Sie hatte den Vater etwas zu fragen. Sie mußte überlaut reden, beinahe schreien, damit der Vater sie während des Hammers hören konnte. Das Schmiedefeuer daneben sprühte auf in zahllosen Funken und Fünkchen, einzelne flogen wie winzige, flimmernde Sternchen da- und dorthin, manche schwirrten um Hannis Haupt, da sie sich aber in das rötlichbraune Haar niederlegen wollten, erloschen sie jäh. Auf dem schönen, blühenden Mädchengesicht mit dem lebendigen Ausdruck schwebte ein rötlicher, glühender Schein und machte es eigen reizvoll.

Sebastian Klidinger lehnte wieder am Thürrahmen. Er starrte unermüdet in das Gesicht Hannis hinüber. Als eine kleine Weile später Hanni wieder ins Haus gegangen war und ihr Vater draußen bei dem Pferde stand und den Fuß ausschlug, da fuhr es Klidinger plötzlich heraus: „Du, die Hanni möcht' ich haben! Die wär' die rechte Frau für mich.“

Der Schmiedemeister vollendete seine Arbeit schweigend. Als er sich aufrichtete, schaute er Klidinger fest an. „Sie ist niz für dich,“ versetzte er. „Ist ein andrer daran, der Steigeder Sohn. Ich und sein Vater sind einig, und d' Hanni giebt sicher ihr Jawort.“

Klidingers Gesicht war in die Länge gegangen. In seinen Zügen verriet sich deutlich, daß ihm ein besonderer Wunsch eben zu einem hoffnungslosen geworden. Er nickte. „Freilich wohl, das ist ein ander Ding mit dem Steigeder Sohn wie mit mir,“ sagte er harten Tones. „Der ist blutjung, und ich bin im Altern, der ist reich, und ich hab' grad' mein gut's Auskommen. Da halt' ich keinen Vergleich aus mit so einem. Aber wissen kann man doch nicht, wie d' Hanni meint, und ob ihr 's Leben in meinem kleinen Häusl nicht besser zutünd' als wie das auf'm großen Hof.“

Da zuckte es doch wie heller Spott durch die gesuchten Züge des Schmiedemeisters. „Na, halt' ja, glauben möcht' man's schon, ein jung's Blut fand' mehr Freud' neben einem alten Grader als wie mit einem jungen Mann. Nach deinem Reden schaut's so her.“

Er lachte, der Schmied. Aber der Klidinger fand' keine Freude an der spottenden Rede. „Wissen kann man gar nichts,“ sagte er jörnig, zog seine Brieftasche hervor, fragte, was er schuldig wäre, und zahlte. Dann trieb er sein Röcklein zum Weiterfahren an.

Der Schmiedemeister aber streckte ihm eben die Rechte hin und sagte lachend: „Geh, sei nicht dumm! Zwei alte Freund' wie wir werden sich doch vertragen wegen so einem dummen Dirndl!“

„Na, dumm ist sie nicht, die Hanni!“ versetzte der Fuhrmann grollenden Tones, aber er legte dann doch seine Hand in die dargebotene. Die Peitsche fest in der Rechten haltend und sie langsam bewegend, so daß sie lachte, wie traurig, hin und her wippte, fuhr er davon.

2.

Die Sonne ging unter. Sie warf über das Grindlingergäßl noch einen letzten Schimmer, malte erst die hellen Mauern goldfarbig, nachher rötlich, so daß es

ausfah, als lobere vor dem Hause ein Feuerhaufen. Genau so erschien der zuckende Schimmer. An den Fenstern lodte er ein glühendes Blinken hervor. Nur das Strohdach erschien noch immer so mißfarben und häßlich, als läge es ohne Schein da, und der niedere, schwärzliche Rauchfang hochte genau wie eine weltcheue, dicke, garstige Zwergengestalt da oben.

Aus dem Hause trat einer: eine kleine, unansehnliche Bauerngestalt. Der Bauer selber. Sein vergräntes, reich durchfurchtes Gesicht zeigte, daß er kein sorgloses Dasein führen durfte. Er blieb einen Augenblick vor der Thür stehen und sah nach dem Wege, der den Gang hinunter ins Dorf führte. Er schien jemand zu erwarten.

Und da kam auch einer, mit langsamen, lässigen Schritten. Aber er mochte nicht derjenige sein, den der Bauer erwartete, denn in dessen Gesicht fuhr plötzlich heißer Schrecken. Auf einmal wandte er sich jäh, kurz um, und es sah aus, als wolle er ins Haus zurückgehen. Der Vorfall wurde aber nicht ausgeführt; ein Schatten glitt über das Gesicht hin, es erschien nun noch vergränter wie vorhin. „Na, ich lauf' nimmer davon! Einmal muß's sein!“ murmelten die Lippen, und dann wandte sich der Mann wieder herum und blickte dem Nahenden entgegen.

Der, der herankam, war ein großer, starker Mann. Der Hochmut stand ihm ins Gesicht geschrieben, jetzt aber lag eine seltsame Gier im Blick, der auf dem kleinen Mann da hastete, und diese Gier ging nun auch auf die Züge über und überbot den Hochmut. Es zuckte um den schmallippigen, harten Mund, und die Nasenflügel zitterten leise. Jäh aber wandelte sich der Ausdruck von Gier in Spott. „Na, Grindlinger, wärst schier wieder davongelaufen, gelt? Gut, daß's dich g'reut hat und bist dabliefen! Denn g'nügt hatt' es dich niz. Ich hatt' schon g'wartet auf dich, mein'twegen bis Mitternacht.“

In dem Gesicht des andern wurde ein leises Zucken bemerkbar; selbst die Lippen regten sich zitternd, da sie jetzt sprachen. „Preißt's so, Helmburger, was d' reden willst mit mir?“ lautete die fast leise gesprochene Frage.

Der Große hob die Schultern ein wenig in die Höhe, während er auf den kleinen Mann mit leichtem Augenzwinkern niederjah. „Dir schon nicht, das merk' ich. Aber mir. Ich wart' dir nimmer, ist schon acht Tag' über d' Zeit.“

Da sah der Grindlinger seitwärts hin, an dem Sprecher vorüber. „Ja, ja, 's ist acht Tag' über d' Zeit!“ sagte er in stillem, gedrücktem Ton. „Aber ich kann noch nicht zahlen, muß mir noch ein wenig warten.“

Der Helmburger lachte, steckte die Daumen beider Hände in die Armlöcher seiner Weste und stand so recht breitspurig da. „Ein wenig — gelt, das wären wieder so zwei bis drei Monat' bei dir?“ sagte er spottend. Dann hob er die Schultern ein wenig, so daß der große Kopf etwas tiefer zwischen ihnen zu stecken schien, und fuhr in langsamer, nachdrucksvoller Sprechweise fort: „Na, überhaupt, ich muß dir sagen, mir ist das Warten wegen deiner Zinsen schon zu dumm. Ich will jetzt mein Geld z'ruckhaben, und zwar in zwei Wochen.“

Völlig farblos erschien jetzt das Gesicht des Grindlingers. Ein Rütteln ging durch seinen Körper, und mit der Linken griff er nach der Hauswand hinüber, als fürchte er zu fallen. Aus dem blutlosen Gesicht schauten die Augen mit fremdem, starrem Blick in das Gesicht des andern empor — so, als könne der Mann nicht fassen, was da eben gesprochen worden. Kein Laut drang über die Lippen, die sich im Schreck weiter wie sonst im Sprechen geöffnet hatten. Bis ein grinsen-des Lachen das Gesicht des Helmburgers verhäßlichte und dieser sprach: „Geh, ich werd' dich doch nicht so arg verschreckt haben, daß d' deine Sprach' verlierst? Du; sei so gut, schau nicht aus wie ein feinem's Mandl! Sag mir lieber, ob d' zahlen kannst in zwei Wochen.“ Die letzten Worte klangen schier gemächlich, aber die seltsame Gier, die plötzlich wieder in dem lauernden Blick des Mannes auftauchte, verdaß die Gemütslichkeit des Tones, ließ sie vielmehr als falsch erkennen.

Jetzt drangen Laute über die starren Lippen des Grindlingers, stöhnende Laute, und danach Worte voll Qual, voll hilfloser Verzweiflung. „Jesaja, zahlen! — Ich zahlen! Zwei Wochen — o mein Gott! Das Geld — das viele Geld — wo soll ich's hernehmen? Wenn ich's nicht auf der Straßen find' — nachher — nachher müßt' ich's stehlen, wenn ich's haben sollt! Jesus — o Jesus!“

Der Sprecher fuhr zusammen unter dem hellen Auslachen des andern; es ging wie schmerzhaft durch seinen Leib. Rohe Worte folgten dem Lachen. „Haha, mein'twegen find'st es oder stiehst es! Wenn ich nur grab' das meinige krieg'. Wenn dich nicht erwischt laßt beim Stehlen oder nicht sehen beim Finden, nachher kann's schon gut abgehen. Sonst aber müßt' ich's wieder herausgeben, was nicht dein g'hört!“

Im Gemüt des Grindlingers tauchte neben der schier sinnlosen Angst ein schwaches Hoffen auf. Mit flackerndem Blick sah er den andern an. „Hast g'spaßt, gelt? Um eine Freud' zu haben an meinem Schreck — gelt du?“

Da zeigte der Helmburger eine jäh verfinsterte Miene. „Na, aber so was!“ fuhr er schroff auf. „Ich und mit so was spaßen! Wenn g'scheit wärst, thät' dir so eine Dummheit nicht einfallen! In zwei Wochen muß ich mein Geld haben, punktum! Basta!“

Mit fuchtelnder Gebärde fuhren die kurzen Arme des Grindlingers in der Luft herum, dann langten sie blühschnell nach vorwärts, die Hände packten etwas am Leibe des andern — die eine einen Westentknopf, die andre eine Rocklappe. Und da hielten sie fest, als wären sie daran gewachsen. Ganz dicht stand der kleine Mann vor dem andern und schaute mit stehendem Blick, zitternder Angst in den Zügen, in das hochmütige Gesicht. „Geh, du brauchst es doch nicht! Du nicht, das weiß ich! Und hast allweil deine Zinsen kriegt, dent doch dran! Und hör! Der Franzl kommt ja heim, heut noch, der muß sich gleich umschauen und eine nehmen. So eine, die was hat, ja! Und nachher kriegst gleich dein ganz's Geld auf einmal. Aber so lang, ja, so lang muß mir schon zuwarten, Helmburger!“

Der aber schob mit beiden Händen den Sprecher von sich und hielt ihn mit vorgestemten Fäusten fern von seinem Leibe. „Geh du, bleib weg!“ stieß er hervor. „Ich mag das nicht, bin nicht gern mit einem so auf der Näh. Und — und übrigens —“ er brach ab, und seine Rechte fuhr plötzlich tastend über seine Rocktasche. Dann sprach er mit einem kurzen, gelben Aufschlachen weiter: „Nebrigens hab' ich da meine Brieftaschen stecken, und — ich laß' mich nicht eppat mit meinem eignen Geld zahlen! Denn weil schon erst g'red't hast vom Stehlen, da muß man fürsichtig sein! Und jetzt haben wir ausg'red't! Wenn du nicht zahlen kannst, in zwei Wochen, pfänd' ich dir 's Gäßl!“

„Jesus!“ Der Grindlinger wankte. Gleich darauf schaute er zum Helmburger empor, regte die Lippen, als wolle er etwas sagen, schloß sie aber jäh, als er die grausame Kälte in den Zügen des andern erkannte, und sich langsam umdrehend, ging er ohne Gruß ins Haus hinein.

Lachend, mit schwerem, stampfendem Tritt ging der Helmburger den Weg zurück, den er gekommen.

Eine geraume Weile später torkelte einer auf schwanken Füßen denselben Weg dahin. Der Grindlinger. Mit auf die Brust gefemtem Haupt. Als er an einem reisenden Kornfeld vorüberkam, hielt er plötzlich an, und sein Kopf hob sich. Das fahle Gesicht wandte sich dem Felde zu, und in den Augen brannte ein schmerzlicher Blick. „So ein Gott'sfegen, wie heuer ist! Und die Freud', die ich g'habt hab'! Weil ich mich doch leichter thät' heuer, bald das herinnen wär! Jetzt aber, jetzt — die Zähne stießen aufeinander wie im Fieberschauer — „zwei Wochen —! Aus ist's mit der Herrlichkeit, was nuht mich der Gott'sfegen? Mir ist er keiner, mir nicht!“ Und mit erloschenem Blick lehrte er sich ab und wankte weiter, dem Sohne entgegen, den er erwartete, der kommen mußte, heute noch kommen — denn er mußte doch eine Menschenseele haben, der alte, vom Leben zu früh müde gewordene Mann; eine Menschenseele, der er sein Leid, seinen Kummer, seine Verzweiflung mitteilen konnte, die ihm tragen helfen konnte, was ihm da zu schwer werden wollte. Denn daheim in seinem Hofe hatte er wohl sein Weib, aber das lag seit zwei Jahren von der Sicht beinahe völlig gelähmt zu Bette und hatte ein schweres Gehör. Wollte er der etwas anvertrauen, dann vertraute er es gleichzeitig den Mauern seines Hauses an, hinter denen die Dienstmoten ihre Ohren hatten, alles zu hören, und ihre Zungen, um alles zu beschwören. So hatte er sein schweres Gemüt seit langem mit sich allein herumgetragen, und die Fronendienste, die das Leben von ihm erforderte, lautlos geleistet. Jetzt aber trug er schwerer denn je, und jetzt lehnte er sich nach dem Sohne.

Und der kam. Ein ernster, schöner Bursh, schlant gewachsen, die Glieder kräftig und wohlgeformt. Er trug die Soldatenmütze noch auf dem Kopfe, aber weit zurückgeschoben, daß die grelle Abendröte voll auf sein Gesicht traf — von der weißen Stirn, in die dunkles Haar fiel, bis hinab zu den tiefroten Lippen, die ein dunkles, feines Schnurrbartchen zierte, und zu dem wohlgeformten, kräftigen Kinn. Froh leuchteten die Augen dem Vater entgegen, als sie den ersahen, und die Rechte griff nach der Mütze, riß sie ab und schwenkte sie. „Jetzt sind i' vorbei, die drei Jahrln, Vater! Grüß Gott, grüß Gott!“

Aber da erjah der Bursh den seltsamen Gang des Vaters, der danach war, als käme ein Halbtrunkener daher. Das Ausleuchten im Blick verlor sich jäh. Mit zwei Sprüngen stand der Bursh dicht vor dem Vater. „Ja, Vater, was ist's denn? Kommst ja daher wie — wie — ja, bist denn krank? Oder wär' mit der Mutter was g'schehen? Ha? Wenn doch der Vater

ein bißl was sagen thät', daß ich mich auskennen könnt'! Ich bißl schön!"

Da verzerrten sich die Lippen des Alten. „Schab' ums Bitten! Hörst nix Gut's. Mei Bua, aus ist's mit uns. Mehr bring' ich nicht füra!" Und die Stimme verlagte ihm wirklich, ein Aufschluchzen hob die Brust.

In wachsender Angst sah der junge Bursche den alten, verzweifelt Menschen an, der da vor ihm stand. Wie ein Inorriger, allen Wetterstarr trohender Eichenstamm war ihm der Vater stets erschienen, und nun stand er da, wandelnd, zitternd, gebeugt, schwach, als wäre er ein morscher Baum, der jeden Augenblick von einem jäh dahersahrenden Windstoß vernichtet werden könnte. Der Anblick und die ungewisse Angst lähmten die Glieder des Burschen. Er rührte sich nicht und fand kein Wort zu einer Frage.

Der alte Mann aber fuhr plötzlich auf, krampfte die Hände ineinander und stieß in hellem Jammer hervor: „Daß all's umsonst sein soll — mein Gott, mein Gott! Das ist das Härteste! — all's umsonst! Die hart' Arbeit, das Zusammenklügeln jahraus jahrein — all's hat nix g'frucht't, nix!"

Jäh sagte da der Franz den Arm des Vaters. „Vater, soll leicht unser Gütl pfänd't werden? Ist's das?"

„Ja, das ist's, das!" Nach den kurz hervorgestoßenen Worten fuhr sich der Grindlinger mit beiden Händen in den spärlichen Haarwuchs und wühlte darin. „In die alten Tag' 's Dach oberm Kopf aufgeben müssen, das ist was Hart's, o Gott! Mein Lebtag hab' ich mich plagt und nix begehrt vom Leben, nur, daß mir 's Gütl, das liebe, erhalten bleibt, und jezt nehmen' mir's! Und 's kranke Weib dazu — o Jesus, steh mir bei, ich weiß mir nimmer zu helfen!"

Eine Weile standen sie wortlos nebeneinander, in stummem Jammer, der auch des Sohnes Herz ergriffen hatte, dann hob endlich der Alte die müden Füße und schwankte den Weg heimzu. Langsam ging der Sohn daneben hin. Sein Blick irrte bald da, bald dorthin, immer weiter über die Gegend, über die sich der Abendfrieden hingebreitet hatte, daß sie schier lautlos lag und wie verklärt von der sanften Röte, die von den Wolken, hinter denen die Sonne schon vor einer Weile verschwunden, noch immer ausging. Der Franz sah nichts von diesem köstlichen Frieden. Sein junges Herz, das bisher schon viel mehr Schlimmes wie Gutes vom Leben erfahren, war friedlos; er fand sich nicht zurecht, daß nun auch noch dies letzte Schwere hereinbrechen mußte, daß ihnen die Heimat verloren gehen sollte.

„In zwei Wochen soll ich zahlen," sagte der alte Mann leisen, gedrückten Tones. „Ich hab' g'meint, du könnt'st heiraten, und wir könnten dann zahlen, aber der Helmsberger wart't nicht länger, und in einem so kurzen Zeitmaß läßt sich keine Heirat zuweg' bringen."

Der Franz war blaß geworden bis in die Lippen. „Keine Heirat zuweg' bringen!" stammelte er leise nach, und dann schwieg er und senkte den Kopf tief auf die Brust. Aber er hob ihn rasch wieder. Ein heißer, erbarmungsvoller Blick traf den Vater. „Aber Vater, versprechen kann man sich mit einer unter zwei Wochen," stieß er hastig hervor. „Und wenn man dazu sieht, daß 's Heiratsgut vor der Hochzeit noch auszahlt wird, nachher ließen sich die Schulden schnell ordnen."

Dem Alten hatte es einen Ruck gegeben bei den Worten. Seine Füße wurzelten am Boden, und er sah mit still ausleuchtendem Blick den Sohn an.

„Meinst?" fragte er leise, noch halb im Zweifel, im Unglauben, und dennoch schon ein wenig frohherzig. „Meinst, Franz? Ja, ja, da könnt'st wohl recht haben, so ging' es! Aber es muß eine G'wichtige sein, Franz, sonst nukt's nix, 's Heiraten!"

Um den ersten, schönen Mund des Franz zuckte es leise, wie von einem großen, schwer verhaltenen Schmerz. Er nickte. „Ja, so eine muß's sein!" sagte er leise. „Sonst nukt's nix." Ein tiefes, bedrücktes Atemholen kam aus seiner jungen Brust. Die eine, die er sich von Herzen gern gewonnen hätte, zu der durfte er seine Schritte nicht lenken, das war nicht so eine, die für ihn genug hatte.

3.

Die Sonne schien am nächsten Tage so strahlend hell vom Himmel, als wolle sie ihn mit ihrem schönsten Glanze höhnen — den Franz, der da so eilig ausschritt, einen Gang zu thun, der seinen Eltern die Heimat erhalten sollte. Aber mit so weiten Schritten er auch dahinging, er that sie dennoch immer jachte. Auf der Straße breitete sich der Staub hin, daß ihm kaum auszuweichen war, und wenn einer zum Freien ausging, konnte er doch nicht daherkommen wie ein bestaubter Wandererjelle.

Ei ja, es konnte wohl einer etwas auf sein Gewand halten, der auf sein Herz gar nichts hielt. Das Herz, das konnte man schon in den Staub treten;

wenn es auch zuckte und schrie, man kümmerte sich nicht darum. Man achtete lieber darauf, daß das Gewand keinen Staubfleck erhielt, die Schuhe nicht grau vom Staube wurden. Das Herz, das wurde schon wieder stille, wenn keines darauf hinhörte, was es wollte. Ah, man mußte doch zuerst auf etwas andres schauen — der alte, müde Vater, die kranke Mutter! Die durfte er doch nicht verlassen, wenn er helfen konnte!

Mit finsternem Blick starrte Franz in den Staub zu seinen Füßen nieder. Er mußte in eine Eh' ohne Lieb'. Ja, ja, er mußte. Denn da war einer, der Geld haben wollte, aber nimmer zuwarten mochte!

Die Hände des dahinschreitenden Burschen ballten sich. Der Helmsberger, der...! Der war schuld! Der trieb ihn jezt da hinein. Er haßte ihn, den! Mit feindseligem Gesichtsausdruck schritt er eine Weile dahin, immer die Arme mit den geballten Fäusten schlaff zur Seite hängend. Bis die Feindseligkeit jäh aus seinen Zügen schwand und die Hände sich lösten. War er da nicht eben ein Dummer gewesen? Was that der Helmsberger da weiter zur Sache, als daß er ihn ein wenig früher dazu trieb! Nichts sonst. Denn es sah von jeher danach aus, daß er sich eine Reiche suchen mußte, wollte er nicht von seinem Gütl wandern. Aufseufzend schritt er hastiger vorwärts. War' nur die Sache schon vorüber, alles berebet, und er mit einer für gewiß versprochen! Vielleicht wär' ihm dann leichter zu Mute, wenn er sich mit der Gewißheit abfinden mußte.

Ah, wenn aber sein jehiger Gang umsonst geschah, wenn ihn keine von den drei Dirndl'n, über die er mit seinem Vater beraten, mochte? Er blieb stehen. Es war ihm, als würde ihm dann ein Stein vom Herzen fallen. Und dann ärgerte er sich plötzlich über sich selbst. Das war doch ein schlechter Ausgang, an den er da dachte, — wie konnte er sich darüber freuen? Eine andre Hilfe gab es nicht für ihn und seine Eltern, er mußte also danach trachten, diese zu erreichen.

Unmutig über sich selber schritt er dahin.

Da drang von ferne her ein gleichmäßiges Getöse: starke, regelmäßig aufeinanderfolgende Hammerschläge. Und er that, wie er sonst oft gethan, wenn er diesen Weg gegangen: er blieb stehen und lauschte. Und sein Herz schlug wie sonst mit den Hammerschlägen um die Wette. Eine Weile verging; er zögerte mit dem Weiter-schreiten. Sein Blick glitt mit ungewissem Ausdruck den Hang hinauf, der links von der Straße sich erhob. Sollte er da hinüberwandern zum Summereberhof? Er machte damit einen Umweg — aber er brauchte auch nicht an seinem Glück vorbeizugehen! Das wohnte dort in der Schmiede — sein Glück! All die drei Jahre, die er bei den Soldaten zugebracht, war ihm die Hanni die einzige geblieben, an die er gedacht hatte. Und obwohl er wußte, daß er sie nicht heiraten könne, hatte er doch oft den heißen Wunsch empfunden, daheim zu sein und sie sehen zu dürfen. Jezt aber wollte er einen andern Weg laufen, um sie nicht sehen zu müssen? War's möglich, daß er so that? Er verwunderte sich über sich selbst. Da schlug aber auch schon das Blut in hellen Flammen in sein Gesicht empor, und in den Augen flirrte es wie ein zitternder, zuckender Schein: die heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach dem Anblick des lieben Dirndls. Seine Füße aber trugen ihn schnell vorwärts, den Weg, den sein Herz verlangte.

Aber da er die Schmiede vor sich sah, dachte er urplötzlich an sein Vorhaben, und das Herz wurde ihm schwer. Er senkte den Kopf und sah nicht hinüber nach der Schmiede. Mit hastenden Schritten ging er vorbei. Es war doch besser, wenn er sie nicht sah, die Hanni! Wenn sie nur nicht eben aus dem Hause trat! Da — nun war er vorbei. Aber das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf vor ausgestandener Angst. Seine Schläfen hämmerten, er fuhr sich mit der Rechten über die brennende Stirn.

Da schlug eine tiefe, weiche Stimme an sein Ohr: „Ja, der Franz ist schon daheim? Das hab' ich gar nicht g'wußt!"

Er stand vor der Hanni, leichenblaß bis in die Lippen, unfähig, ein Wort zu reden. Sie streckte ihm die Rechte hin und sagte ihm ein freundliches „Grüß Gott!" Er aber nahm die Hand nicht, starrte nur immerzu mit großem Blick in ihr Gesicht. Da sank die Hand Hannis, und ein tiefes Rot färbte ihre Wangen. „Was hast denn?" fragte sie jezt stiller und mit einem scheuen Ausblick. „Schau' ich dir denn jezt so fremd aus, daß d' mich so anstarrst? Ich mein', ich hab' mich doch nicht so verändert, derweil fort-gewesen bist."

„Fremd?" wiederholte er langsam, mechanisch, dann aber raffte er sich auf und lachte. „Fremd? Ei, wie denn? Bist schon noch dieselbige. Nur grad' — nur grad' an dich gedacht hab' ich bis jezt nicht, daß du — da — herum sein könnt'st!" Die letzten Worte hatte er in heißem Troß herausgestoßen, freilich dennoch stotternd, und der Unwille über sich selbst färbte ihm wieder das so bleich gewordene Gesicht. Stand er nicht da wie ein Schulbub, so erschrocken und dumm, als

hätte er eine Strafe zu fürchten?! Er that doch nur, was er mußte. Und wenn die Hanni jezt eben in seinen Weg kam, so mußte er sich heute schon daran gewöhnen, daß ihm das so stark ans Herz ging. Es würde öfters so geschehen, wenn er der Mann einer andern war, und er durfte sich dann niemals etwas merken lassen, wie ihm dabei zu Mute war. Den Anfang hierzu mußte er aber jezt gleich machen. Und er zwang sich zu neuem Lachen und bot ihr die Hand hin. „Nukt mir's schon zu gut halten, daß ich so unbsinnig dag'standen bin und gieb dir nicht einmal die Hand. Weißt, ich hab' grad' so viel nachdenkt über was!"

Hanni legte ihre Hand in seine, still, schweigsam, aber ihre Augen hingen an ihm und fragten, fragten so forschend und so zwingend. Der Ton seiner Stimme war ihr so fremd erschienen, und sein Lachen hatte keinen guten Klang gehabt. Und vor diesem Blick hielt seine erzwungene Ruhe nicht stand. Ein Beben fuhr jäh durch seine Glieder, als rüttelte ihn ein Frost, und in seine Augen trat ein heißer Schmerz. Was — was wollte er denn eben thun? Von diesem Dirndl lassen, das so sauber und so lieb war, das sein ganzes Herz in Händen hielt, das ihm sein ganzes Leben zu einem reichgesegneten machen mußte durch die Lieb', die in ihm war. Einer andern wollte er sich verlaufen; damit er sein Haus nicht verlor, gab er sein Herz hin, sich selbst. Ja, war er sich selber denn nicht mehr wert? Nicht mehr als wie sein Haus?

Und seine Eltern? Aller Opfermut, sich selber hinzugeben, schwand in ihm. Er war jung und war stark — er konnte arbeiten für seine alten Eltern. Zu verhungern brauchten sie nicht, wenn sie auch vom Gütl fortmußten. Und wenn ihnen das Schmerz machte, das alte, liebe Haus zu verlassen, sollte ihnen denn das nicht noch mehr Schmerz machen, wenn sie ihn, ihr einziges Kind, unglücklich wußten?! Und er fühlte es jezt in diesen Minuten, daß er zeitlebens im Elend stehen würde, nähme er sich eine andre.

Während er so still und schweigsam, über sein Vorhaben grübelnd, da stand, wuchs der Wille, freizubleiben, in ihm und wurde endlich so stark, daß kein Schwanken mehr in ihm zurückblieb.

Hanni hatte voll Verwunderung in seine Züge gesehen; sie las da einen Kampf, den sie nicht verstand. Auf einmal sah sie es immer heller werden in diesen Zügen; eine feltame Kraft prägte sich darin aus. Sie fühlte ihre Rechte aufs neue erfasst, seine beiden Hände umschlossen sie und drückten sie kräftig. Und ernst, bebenden Tones schlug die Stimme des Burschen an ihr Ohr: „Hanni, ich mein' frei, es ist dem Herrgott sein Willen, daß d' mir heut in den Weg kommen bist!"

Mehr durfte er ihr heute nicht sagen. Er stand durch seinen Entschluß vor der bitteren Not und hatte vorerst für seine Eltern zu sorgen. Bis er sich hindurchgerungen zu einem Leben, das für sie nicht allzu schlecht war, wenn sie es mit ihm teilte, bis dahin durfte er kein weiteres Wort sprechen. Seine Hände ließen ihre Rechte los, ein heißer Strahl brach aus seinen Augen, während er in ihr schönes Gesicht schaute, dann nickte er ihr zu, sagte ihr warmen Tones „B'üt dich Gott, lieb's Dirndl!" und schritt langsam von dannen, zu ihrer Verwunderung den Weg zurück, den er eben gekommen.

Sie starrte ihm nach, gedankenversunken. Sie wußte nicht, was sie von seinem Wesen denken sollte. Es stieg wohl beklemmend in ihrer Brust empor, eine mächtig erregende Ahnung, und sie legte einmal die Hände aufs Herz, das gar so wunderbar froh aufpochte. Aber dann schüttelte sie den Kopf dazu. Ach, er hatte doch kein Wort verlauten lassen, daß sie so etwas denken durfte! Nein, nein, sie irrte sich — der trug kein warmes Herz für sie im Leibe!

Ein trüber Schatten glitt über ihr Gesicht, während sie dem Hause zuschritt. (Fortsetzung folgt).

Schutzengel.

(Bild 5. 392.)

Sei's am Tage, sei's bei Nacht,
Ob dem Kind ein Engel wacht,
Wiegt es ein in sanfte Ruh,
Küßt ihm leis die Augen zu.

Mag so gerne bei ihm sein,
War ja einst sein Mütterlein;
O wie gern kam es herab —
Mutterlieb' bleibt übers Grab.

Friedlich Kindleins Atem geht,
Engels Stimmen ist Gebet:
Daß es einstens heimwärts komm'
So wie heut, so rein, so fromm.

10.



Schuhengel. Nach der Originalzeichnung von Wilhelm Schade.



Mädchenfeste an den griechischen Ostern. Nach dem Gemälde von D. Israel.

Photographie-Verlag von Franz Kuchlmayr in München.

Mädchenkrieg an den griechischen Ostern.

(Wib. S. 393.)

Unser schönes Osterfest ist das älteste unter allen Festen der Christenheit; bis in die Zeit der Apostel reicht es hinauf, und bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten wurde es feierlich begangen. Es galt als die froheste Zeit des ganzen Jahres; deswegen ließen die christlichen Kaiser zu Ostern die Gerichtsverhandlungen ganz einstellen und begnadigten leichtere Verbrecher; Sklaven wurden freigelassen, Arme beschenkt, und alle Arbeit ruhte. Diesen freudigen Charakter tragen die griechischen Ostern noch heute in hohem Maße, was nicht zum mindesten daher kommt, daß die vorausgehende lange Fastenzeit in der griechisch-katholischen Kirche noch viel strenger gehalten wird als in der abendländischen. Sie gestaltet sich zu einer Zeit der ernststen Enthaltensamkeit, und ist sie mit dem Osterfest nun endlich vorüber, so handelt es sich wirklich um eine Auferstehungsfeier und um ein Erwachen zu neuem Leben, leiblich wie geistig. So geht bei den griechischen Ostern die kirchliche und weltliche Feier nicht bloß Hand in Hand, sondern beide fließen ineinander über. In altchristlicher Zeit war neben dem Gründonnerstag und Karfreitag noch der Karstamstag, der auch Osterabend oder Großer Sabbat hieß, ein besonders wichtiger Fest- und Fasttag, der seinen Abschluß in der nächtlichen Vigilie fand, bei welcher die Neubefehrten die Taufe empfingen. Mit dieser festlichen Ostervigilie, zu der unter den ersten christlichen Kaisern die Straßen mit Fackeln und riesigen Wachserzen taghell erleuchtet wurden, begann nach der Karwoche überhaupt die Freudenfeier. Diese Tradition hat sich bis zur Gegenwart in der griechischen Kirche lebendig erhalten, und die Ostervigilie wird auch jetzt noch und zwar mit großer Pracht gefeiert. Insbesondere schmückt man die Portale und Eingänge der Kirchen dazu mit Blumen und Kranzgewinden, von denen bunte Lampen herabhängen, um den Gläubigen beim Eintritt zu der nächtlichen Feier den Weg zu erhellen. Junge Mädchen unterziehen sich gern der frommen Pflicht, die Kirchenportale in der geschilderten Weise zu zieren, und auch auf unsern hübschen Bilde (nach einem Gemälde von Dr. Israel) sehen wir eine Schar von ihnen damit beschäftigt. Ohne Zweifel haben wir Bewohnerinnen irgend einer der Inseln des Ägäischen Meeres vor uns, bei denen sich uralte Tracht und Sitte unverfälscht erhalten haben. Die jungen lebensfrohen Geschöpfe verschüpfen schon vorher die Festeslust; plötzlich lassen sie bei irgend einem zufälligen Anlaß ihrer übermütigen Stimmung die Zügel schießen und eröffnen einen lustigen Krieg gegeneinander, indem sie sich mit dem Grün bombardieren, das einem ganz andern Zwecke dienen sollte.

Die Geschichte eines Träumers.

Von

Hermann Siemens.

Fred Klossen stand auf der Kommandobrücke des großen Passagierdampfers „Nichteroy“ und schaute auf das herrliche Tropenpanorama, das er freilich auf seinen vielen Fahrten schon häufig genossen, das aber immer wieder sein Entzücken zu erregen und seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln wußte.

Denn die Bai von Rio de Janeiro ist von den großen Gotteswundern der Welt wohl eines der überwältigendsten, und wenn einer behauptet hat, der Teufel habe bei der Versuchung Christi diesen auf den Corcovado, den das Gesamtbild der Stadt beherrschenden Berg, geführt, um ihm die Schönheit und Pracht der Welt und ihre Herrlichkeit zu zeigen, so war Fred Klossen jedesmal aufs neue geneigt, diesem einen beizustimmen. Nichts Schöneres als der Blick von der schwindelnden Höhe hinunter auf die üppige Stadt mit den schloßweißen Kirchen, mit den Palmen, die ihre Wipfel hineintauchen in die blaue flimmernde Himmelsglut, mit ihren von Urwald bedeckten Bergabhängen, aus deren grünen Massen kleine weiße Landhäuser hervorlugen, mit den breiten eleganten Straßen ihrer Vorstädte und dem Gewimmel ihres Handelsviertels — diese Stadt, die mit dem berückenden Zauber ihrer Farben und Linien, umspült von dem weißen Gischt der Brandung, daliegt wie eine große wunderbare Giftblume, wonnig zu schauen für den, dem ihr Anblick von Bord eines Schiffes oder der Höhe eines der umliegenden Berge wird, entnervend, verderberbringend für den Europäer, der es wagt, länger als fünf bis sechs Jahre den Hauch ihrer Nähe einzuatmen.

Fred Klossen war erster Offizier der Nichteroy, in Hamburg beheimatet, Seemann vom Scheitel bis zur Sohle seiner Hüngengestalt und nebenbei ein gewaltiger Träumer. Eigentlich läßt sich behaupten, daß jeder Seemann dies mehr oder weniger ist, denn das Leben an Bord, die Wachen in sternklarer Nacht unterm Äquator oder unter der Mitternachtsjonne, das stetige beruhigende Geräusch der Wogen, die gewisse Einförmigkeit des Dienstes auf hoher See, geben Gelegenheit zum Grübeln in Hülle und Fülle, aber Klossen war unter dieser Menschenklasse ein Träumer par excellence. Wovon er träumte, wußte freilich kein Mensch, denn

der erste Offizier der Nichteroy war dadurch berühmt, daß er mit seinen Kameraden und Untergebenen nur die notwendigsten Begrüßungs- und Kommandoworte wechselte, den Passagieren gegenüber aber sogar nur die ersteren zur Verfügung hatte. Auch war es niemandem erinnerlich, daß er an Land irgendwelche Beziehungen unterhielt, vielmehr hatte sich die Gewohnheit eingebürgert, daß die Nichteroy, wenn sie in Hamburg ins Dock holte, unter dem Kommando des ersten Offiziers blieb, wofür die kleine Kapitänswfrau, die ihren Mann nun ausgiebig genießen konnte, dem blonden Riesen unbändig dankbar war und diese Dankbarkeit in der ersten Zeit durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten zu bethätigen suchte. Ja, sie ging so weit, ihn einige Male in ihr Haus nach Blankenese einzuladen, ließ es aber bei diesen Versuchen bewenden, nachdem ihnen die ruhige aber entschiedene Ablehnung mit dem Bemerkens gefolgt, er passe in keinerlei Gesellschaft. Da hielt denn die kleine Frau ihre Soupers ohne den Riesen, und der stand derweil draußen auf seiner Brücke und studierte den Sternenhimmel, oder saß im Kartenhaus über einem Buch. Nein, er paßte in keinerlei Gesellschaft. Fred Klossen mit seinen träumenden Augen und seinem schwerfälligen, ernsten Denken. Das machte, er hatte keine Kinderstube gehabt. Als dreijähriges Wütschken schon hatte ihn der Vater auf seinem Segelschiff gehabt, da hatte er gelernt, was entern, Segel reffen, peilen und auch was ein Dieb mit dem Lauenste ist; die Matrosen aber hatten zu ihrer und seiner Kurzweil Fangball mit ihm gespielt. Als er mit siebzehn Jahren als Leichtmatrose von seiner ersten Reise um die Erde zurückkehrte, war der Vater tot. Das Erbe war nicht schwindelerregend, erwies sich aber seinen bescheidenen Ansprüchen gegenüber noch als fürstlich. Die Zinsen legte er auf seinen mannigfachen Fahrten durch aller Herren Meere in Landeserzeugnissen und Karitäten der verschiedenen Erdteile an, schmückte damit seine Kabine, die mit den Jahren, je weiter er die Stufen bis zum Rang eines ersten Offiziers emporstieg, immer größer und verhältnismäßig komfortabler wurde, bis sie schließlich einen Gegenstand aufrichtiger Bewunderung aller derer bildete, denen der Offizierssteward hinter dem Rücken seines Herrn einen Blick hinein gestattete.

Fred Klossen stand auf der Brücke und träumte. Und während er hinüberfah zu der steilen, felsig geformten Bergkette, die Petropolis umschließt, und die blauen Augen hinübergleiten ließ zu dem leuchtenden Gestade von Botafogo, legte am Fallreep Pinasse auf Pinasse an. An Bord entwickelte sich nun das seltsame Leben, das der Abfahrtsstunde eines großen Dampfers fast immer mit viel Lärm und Aufregung vorauszugehen pflegt — der Sekt und die Thürnen spielten eine Hauptrolle, Blumen in Hülle und Fülle lagen umher, und eine Anzahl junger Kaufleute, die einen der Ihrigen an Bord gebracht, fuhren um den Schiffsrumpf herum, tücherfchwenkend und das interessante Lied singend:

Es ist nun Zeit, daß du verduftest,

Mein lieber Freund, ade, ade . . .

Fred Klossen war an derartige Schauspiele zu sehr gewöhnt, um sich in der Ekstase seiner Bewunderung im mindesten stören zu lassen, bis ein Ereignis eintrat, das ihn aus seiner saloppen Haltung herausriß und den Offizier in ihm weckte. Auf der obersten Stufe der Treppe, die von der Brücke zum zweiten Promenadenbeck führte, erschien ein dunkler Mädchenlopf, dann die dazu gehörigen sehr schmalen, feinen Schultern, und dann stand ein ganzes zierliches Pärchen, lachend und augenscheinlich sehr mit sich und der Welt zufrieden, vor dem Gestrengen.

Fred Klossen liebte die Weiber nicht; vielmehr er kannte sie nicht, und das einzige weibliche Wesen, das mit ihm in Berührung gekommen, seine Mutter, war gestorben, als er ein Jahr zählte. Er hatte auch keine sonderlich hohe Meinung von dieser Menschenklasse, betrachtete sie vielmehr als ein notwendiges Uebel, dem man am besten meilenweit aus dem Wege geht, und war, diesem Prinzip zufolge, zweiunddreißig Jahre alt geworden, ohne daß das linksseitige Hämmerwerk in seiner Brust einen einzigen Schlag gethan, der geeignet gewesen, seinem Lebensschifflein einen andern, heimatfroheren Kurs zu geben. So zog er denn auch jetzt, angeführt der Besucherin, durchaus keine verbindliche Miene, sondern sagte ziemlich kurz, die Hand an die Nase legend:

„Das Fräulein hat wohl das Plakat an der Treppe übersehen. Der Aufenthalt hier oben ist den Passagieren strengstens untersagt.“

„Was Sie nicht sagen,“ antwortete die junge Dame äußerst vergnügt, ging an ihm vorbei, kletterte auf die Reeling und ließ sich dort, mit den Füßen angellammert, häuslich nieder.

Klossen, den rauhen, in hundert Gefahren bewährten Seemann überließ es kalt. Die Höhe von der Brücke bis zum Vorderdeck gemessen betrug mindestens fünfzehn Meter. Die Situation war entschieden gefährlich.

„Nun seien Sie mal nett und stellen Sie sich hübsch vor,“ ließ sich jetzt die Stimme von der Reeling her

vernehmen. „Ich heiße Mesdelices Mathieu, und pai ist Wahlkonsul in Curitiba, das heißt gewesen. Wissen Sie, nun fahre ich schon zum sechstenmal auf dieser Pflanze, und noch nie hat mich einer von der Kommandobrücke gejagt, und — gelt“ (das folgte in wahrhaft rührendem Ton), „Sie thun das auch nicht wieder? Sie sollen mal sehn, wir werden noch gute Kameraden.“

Der erste Offizier der Nichteroy war noch sprachlos, als sein Normalzustand das sonst mit sich brachte. Er stand und betrachtete das junge Geschöpf, das mit lachenden, sprühenden Augen, die spitze Zunge zwischen den Vorderzähnen, auf ihn herunterschaute, mit einem Gemisch von Aerger und Vergnügen, und sagte dann in seiner langsamen, ernsten Weise:

„Für den Moment muß ich Sie nur ernstlich bitten, die Reeling zu verlassen, und nicht nur die Reeling, sondern auch die Brücke. Der Dampfer geht in zwanzig Minuten aus. Also bitte —“

„Aee, nao,“ sagte sie und bog zu seinem Entsetzen den Oberkörper rückwärts weit hinaus. Ein sehr unparlamentarischer Ausdruck entfuhr ihm, und dann etwas sanfter:

„Ja, sehn Sie denn um Gottes willen nicht die Gefahr, der Sie sich aussetzen?“

„O,“ meinte sie pathetisch, die sämtlichen zehn Finger weit auspreizend und im übrigen ihre Stellung nicht im geringsten verändernd, „wir Deutsche fürchten auf dieser Welt nur Gott — oder soll ich etwa hinzusetzen: den Kapitän der Nichteroy?“

„Wenn Sie damit mich meinen, so gestatten Sie die Bemerkung, daß ich vorläufig nur erster Offizier bin; mein Name Klossen.“

„Sim Sennor,“ lachte sie, „jezt erst seh' ich, daß Sie nur drei Streifen haben. Ueberhaupt für einen Kapitän sehn Sie noch viel zu tugendboshaftig aus, die sind immer so nett agradavel, ich weiß nicht, wie der Ausdruck in deutsch heißt, und haben immer so nette runde Formen.“ Ihre Hände beschrieben am Rinn und in der Magenenge gewaltige Bögen.

Jede ihrer Gestikulationen gab Fred Klossen einen Auf. Ihm kam der Gedanke, das widerspenstige Ding einfach auf seinen starken Armen von der Reeling fort- und die Treppe hinunterzutragen; aber er verwarf ihn sofort. Nein, das ging nicht, aber ein Ende mußte gemacht werden.

„Sie werden mir jezt den Gefallen thun und da 'runter kommen; es thut mir leid, daß ich Sie barsch ansah, aber es bleibt mir nichts andres übrig, wenn Sie nicht wollen, daß ich den Kapitän rufe. Der versteht in Sachen contra Reglement nicht den geringsten Spaß, trotzdem er reichlich das ist, was Sie unter agradavel verstehen.“

„Was man nicht alles erlebt, ehe man vor Alter stirbt,“ seufzte die kleine Schönheit von ihrem lustigen Sitzplatz her. „Ich finde, Sie behandeln mich sehr als Kind, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich eine junge Dame von fast Siebzehn bin und nächstes Jahr heiraten werde.“

„Ist mir vollständig gleichgültig; wenn Sie den Plan aber wirklich ausführen wollen, werden Sie dazu wohl Ihrer gesunden Glieder bedürftigen, und es könnte doch leicht vorkommen, daß Ihnen in den nächsten Minuten eins oder das andre oder vielleicht alle abhanden kämen.“

Mesdelices schaute mit dem Ausdruck größten Interesses in die Tiefe und erwiderte dann vergnügt: „Da haben Sie mal recht! Aber wissen Sie, wenn ich falle, können Sie unten meine Knöchelchen alle in ein Taschentuch zusammenlesen; pai giebt Ihnen thränen- den Auges für jedes ein Milreis — denken Sie mal, was Sie da Ihrer Frau für fürstliche Geschenke mit heimbringen könnten . . .“

Er wurde kreidebleich, und ein böser Blick zuckte in seinen blauen Augen. Den ernststen Seemann empörte diese Frivolität.

Langsam machte er Kehrt und ging der Treppe zu. Was er wollte, wußte er vorläufig selbst nicht.

Da aber war sie wie ein Wiesel von ihrem Platz herunter und stand, noch ehe er die Treppe erreicht, mit der Miene eines gescholtenen Kindes neben ihm: „Nun, sind Sie grantig, weil ich das von Ihrer Frau gesagt habe?“

„Ich habe keine Frau,“ sagte er barsch, „und nun — entweder Sie verlassen die Brücke oder ich.“

Offenbar war es das tiefste Mitleid mit solchem Mangel an weiblicher Umgebung, was Mesdelices veranlaßte, die lektäre Bemerkung zu ignorieren und im Tone herzynigsten Mitgeföhls auszurufen: „Wirklich keine Frau? Aber das ist ja gar nicht möglich! Wissen Sie, ein Seemann ohne Frau hat für mich bis jezt nicht existiert. Auf dem La Plata lagen letzte Weihnachten die große ‚Sardegna‘, die amerikanische ‚Jowa‘ und S. M. S. ‚Sophie‘. Auf allen dreien hab' ich natürlich flott getanzt, wie ein Wasserfall, jag' ich Ihnen! Aber am meisten haben mich immer die Rabinnen der Offiziere interessiert, überall die Bilder von den Frauen oder Bräuten, in Visit, gemalt und als

Büste, förmlich ein Kultus wurde damit getrieben, und ich hab' mir alles genau zeigen lassen und fand das herrlich!"

Sie hatte während dieser längeren, mit Begeisterung vorgetragenen Rede den Offizier fortwährend am Rockärmel festgehalten, und wie sie nun so vor ihm stand mit den sprühenden Augen und dem bronzenen Gesichtchen, die verkörperte Lebenslust, mußte Fred Alossen unwillkürlich lächeln. Da ließ sie ihn los, und die Hände zusammenschlagend, jubelte sie: „Also lachen können Sie doch! Und hübsch kleidet es Sie, wirklich, ganz anders sehen Sie aus!"

In diesem Moment gab der erschütternde Ton der Dampfpeife das erste Signal zum Auslaufen. In fünf Minuten mußte alles nicht dazu Gehörige vom Schiff verschwunden sein. Auf der Treppe erschien der Steuermann und stellte sich hinter dem Ruder auf.

Mesdelices war an die Reeling getreten und lugte gespannt auf die unten unter Dampf liegenden Lanchas. „Jetzt werden Sie aber die Brücke verlassen, nicht wahr?" fragte Alossen, der zu ihr getreten war.

Sie legte statt jeder Antwort den Finger auf den Mund und beugte den Kopf vorsichtig über. Endlich, als die letzte Lancha unter heftigem Ruckerschwenken der Jussaken abgestoßen, meinte sie: „Sehn Sie, so was ist mir unangenehm; pai und mai hatten da eine Menge Bekannte in Rio und Petropolis, die zum Abschied gekommen sind, weil pai das Konsulat niederlegt und nach Deutschland zieht. Auch ich hatte einen Freund dabei, olge, da steht er am Heck der letzten Lancha, und vor dem hab' ich mich hier hinauf geflüchtet. Abschiednehmen ist schauerlich! Sehn Sie nur, die flanelle Zammergestalt mit dem Fernstecher — adeos querido amigo, passe bem — im Gefühl ihrer Sicherheit warf sie dem querido amigo diverse sehr ausgiebige Kufhändchen zu, was Fred Alossen innerlich höchst unpassend fand, wirbelte einige Male im Kreise herum und fauste dann die Treppe hinunter.

Die Dampfpeife ertönte zum zweitenmal, der Kapitän erschien, und nach einigen kurzen, durchs Sprachrohr gegebenen Kommandos setzte sich langsam und majestätisch die Richeroy in Bewegung.

Das Lustschloß des unglücklichen Dom Pedro glitt vorbei, seine Palmenwedel neigten sich wie grüßend, Festung Vage und Villegaignon wurden passiert, und als der Dampfer den Zuckerhut, Rio de Janeiros Wahrzeichen, längsgeht hatte, da konnten die Scheidenden einen letzten Blick zurückwerfen auf die südliche Giftblume, die in ihrer märchenhaften Schönheit, umspült von den glühenden Wellen, gebadet in Sonnen-gold, hinter ihnen lag.

Es war zwei Uhr nachmittags, als der Dampfer die Bai von Rio verlassen; um fünf Uhr sichtete man Kap Frio, dessen Nähe sich durch eine starke Dünung bei kräftiger Brise bemerkbar machte. An Deck herrschte das graue Glend, und die Stewards, die den Tisch zum dinnen für die wenigen nicht Seefranken deckten, befestigten vorsichtshalber die Schlingerleisten. Fred Alossen befand sich noch immer auf der Brücke. Er hatte freilich erst von acht Uhr bis Mitternacht Wache, war aber bereitwillig für den dritten Offizier eingetreten, der sich in Buenos Aires ein Tropenfieber geholt und seitdem noch immer kränkelte. Ihm, Fred Alossen, machte diese Doppelwache nichts aus. Im Gegenteil, ihm war der Aufenthalt da oben lieber und vertrauter als das Höden in der Offiziersmesse bei den Kameraden, wo er sich doch nur unbehaglich fühlte; und bei den Passagieren fand er vollends nichts, was ihn hätte reizen können, nachdem er auf seinen ersten Fahrten hie und da mal Shuffle-Board, Trictrac und derartige die Vangeweile vertreiben sollende Spiele mit ihnen gespielt. Das Schwere, Ernste in seinem Charakter machte es ihm eben unmöglich, auf der Oberfläche des Lebens Genüge zu finden, und so war er nach kurzer Zeit sehr geneigt, die ganze fröhliche Gesellschaft, die sich da harmlos in Tennisköstümen und weißen Schuhen amüsierte, um zehn Uhr ihren Coattail auszubesteln und abends zu den Klängen eines minimalen Orchesters tanzte, erbarmungslos in einen Topf zu werfen, den er innerlich mit der Aufschrift „Unangenehbares" versah.

Nein, Fred Alossen war kein Gesellschaftsmensch, hatte auch nicht das geringste Talent zu einem solchen, aber scharfe, seine Ohren besaß er, und mit diesen bemerkte er, trotz der tausenden Brise, plötzlich einen leichten Schritt, und da — Himmel alle Welt noch mal! — da war sie schon wieder, die dunkeläugige Derge, diesmal mit einer Tasse Schokolade bewaffnet, die sie, vorsichtig balancierend, die Augen fest darauf gerichtet, in den braunen Händchen trug.

„Ich kann es unten nicht aushalten," sagte sie jämmerlich, noch ehe Alossen den Mund aufgethan. „Alle Welt ist krank, mai liegt mitsamt der Jungfer in der Koje, pai spielt Skat; da hab' ich mir eine Schokolade kochen lassen, bis zum dinnen ist es noch eine Stunde, und ich hatte solch gräßlichen Hunger."

Sie war während dieser Lamentation an ihm vor-

übergesteuert und hatte kaum die Tasse auf den mit Glas gedeckten Kartentisch gestellt, als das Schiff wieder zu schlingern begann und die Tasse inklusive Inhalt und zwei behäbiger Zwiebäde auf den Boden klatschte.

Alossen war wütend. Der Steuermann grinst; Mesdelices mit ihrem zerknirschten und betrübten Gesichtchen erinnerte an die Defregger'sche Madonna.

Der erste Offizier aber kannte weder Defregger noch seine Bilder, er sah nur die Greuel der Verwüstung, die sich in Form eines breiten braunen Stromes auf seiner blühfauberen Kommandobrücke ausdehnten, und sagte in einem Ton, der wenig Kavalierrmäßiges an sich hatte:

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß Passagiere nicht hier hinauf dürfen, Weibsteute mal erst recht nicht! Was wollen Sie denn eigentlich hier oben? Glauben Sie, daß die Spuren dieser Brähe ein Genuß für uns sein werden?"

Dann pffte er einem auf Mittschiff vorübergehenden Steward, der nach einer Weile mit Wischtuch und Eimer anrückte.

Man war indes dem Kap ganz nahe gekommen, und der erste Offizier gab seine Kommandos zur Hissung der Signalfallen. Mesdelices, trotz der gewaltigen Schelte allem Anschein nach unverwundlich in ihrer Vorliebe für den Aufenthalt auf der Brücke, verfolgte das Manöver mit dem größten Interesse. Als auf der Spitze des Kap ein Feuer ausflammete, fragte sie den Offizier, der ihr fortwährend den Rücken zuwandte: „Haben Sie das Flaggenbuch hier oben? Ich möchte gerne nachsehen, was das Signal auf Kap Frio bedeutet, und Sie werden mich ja wohl eher freffen, als daß Sie mir Auskunft geben?"

Alossen drehte sich überrascht um.

„Kennen Sie sich denn in dem Buche aus?"

„O," meinte sie, „ich hab' Ihnen doch schon gesagt, daß ich die Fahrt nun schon zum sechstenmal mache — erst" — sie zählte an den Fingern — „als Vater die Firma in Curitiba übernehmen mußte, dann nach Europa zur Erholung vom gelben Fieber, zurück nach Curitiba, mit zwölf Jahren wegen sträflicher Unwissenheit meinerseits nach Lausanne — gräßlich sag' ich Ihnen! — dann als Leuchte der Wissenschaft und Kulturträgerin zurück in pai's und mai's und viele andre weitgeöfnete Arme, und nun endgültig nach Deutschland; sehn Sie, da lernt man schon was, wenn man die Augen aufmacht und nicht mit Schimpf und Schande von der Kommandobrücke weggejagt wird."

„So," sagte er nachdenklich, „dann dürften Sie wohl auch wissen, daß der wachthabende Offizier keine Unterhaltung zu pflegen hat."

„Stimmt! Aber in dem Reglement ist der Fall eines so liebenswürdigen Besuches wie der meinige nicht vorgesehen, und ich gebe Ihnen mein feierliches Ehrenwort, daß noch kein Schiff um meinetwillen untergegangen und kein Offizier sein Patent verloren hat, aber auch noch nie ist einer so grob gewesen."

„Sie werden wohl auch noch keinem die Planken so zugerichtet haben!"

Sie verbeugte sich. „Ich liebe Ihren Scharfsinn! Aber ein Unglück kann jedem passieren. Sie hätten die Tasse überhaupt nicht glücklich bis hier oben hin gebracht, versichere ich Ihnen. Morgen probiere ich's wieder, dann wird's ohne Ueberschwemmung abgehen."

„Das werden Sie bleiben lassen," fuhr er sie grimmig an.

„Herr meines Lebens!" sagte sie andächtig und faltete die Hände.

Sie trug keine Vordmütze, und bei der heftigen Bö flog ihr schwarzes Haar zerzaust um das schmale Gesichtchen. Fred Alossen sah es und ging mit schwerem Schritt in die Ecke der Brücke, zog das Segeltuch an der Reeling in die Höhe, befestigte es sorgsam an den Spieren und sagte dann über die Schulter rauh und kurz:

„Hier stehen Sie geschützt, ich denke, Ihre Nase kann noch gerade über die Bülleitung hinausschauen."

Er hatte sich aber in ihrer Kleinheit geirrt; das Segeltuch war zu hoch gespannt. Sie äußerte das mit der Miene einer Prinzessin, und Alossen bequeme sich wirklich, die Aenderung vorzunehmen.

„So," bemerkte sie wohlwollend, „jetzt kann man's aushalten! Ach, wundervoll! — sie atmete tief auf — „die See ist das Schönste auf der Welt."

„Wenn Sie jetzt gefälligst Ihre Betrachtungen für sich halten wollten," knurrte Alossen; „das Sprachrohr, neben dem Sie stehen, geht in des Kapitans Messe."

„Wenn Sie einmal ein Buch herausgeben in Ihrem thatenreichen Leben," lachte sie, „so lassen Sie's auf Strohpapier drucken und geben ihm den Titel: Der vollkommene Grobian. Geschrieben von einem Grobsad erster Größe!"

Dann drehte sie ihm den Rücken zu und betrachtete mit ungeteiltem Interesse die entschwindende Küste. Der Uebergang von Tag zu Nacht kam mit der in diesen Breiten üblichen Ploßlichkeit; die Wache am Bug sang die Glasen aus.

Fred Alossen aber betrachtete, ebenfalls mit ungeteiltem Interesse, die kleine energische Person, die eine Sprache zu ihm redete, wie es bis jetzt noch niemand gethan. Und je länger er sie betrachtete, je mehr schüttelte er den blonden Kopf — das alles war so fein, so niedlich: die Füßchen, die unter dem halblangen Sportrock hervorschauten, die Schultern, das kleine Köpfchen, das fast zu viel an der Last der dunkeln Haare trug — war es überhaupt denkbar, daß er sich von diesem Persönchen hatte kommandieren und abkanzeln lassen, er Fred Alossen, dem sogar in seinen Schiffsjungenjahren keiner ungestraft zu nahe getreten war! Er, der Riese, und sie, das winzige Menschenkind, das ausah, als könne er es mit seiner linken Hand in die Höhe heben!

Und da geschah etwas, was Fred Alossen noch nicht vorgekommen, solange er die Wache auf einem Schiff hatte.

Die kleine Gestalt an der Reeling zuckte plötzlich zusammen, drehte sich blizschnell dem Offizier zu und meldete mit scharfer, energischer Stimme! „Nicht voraus!"

Fast zu gleicher Zeit kam auch die Meldung vom Bug.

In Alossens Gesicht stieg eine heiße Glutwelle. Donner und Doria, das kam davon, wenn die Weiber ihr Unwesen trieben! Aber Augen mußte das Geschöpf haben, alle Hochachtung!

Sie kam auf ihn los. „Jetzt ist hier doch nichts mehr zu sehn; ich muß mich auch umkleiden zum dinnen. Es wird sicher noch eine Stunde währen, bis wir das Licht passieren. Werden wir wohl Raketen steigen lassen? Sie sind doch auch der Ansicht, daß es ein Dampfer von unsrer Linie ist?"

Alossen war starr. „Woher haben Sie diese Augen?" fragte er statt jeder Antwort.

„Seemannsaugen," lachte sie, „jawohl, wenn ich ein Junge wäre, würde ich Seemann geworden sein, ganz bestimmt und sicher! Nun aber fix — das Lament zum dinnen; dorne bem, oder nein, das kann man ja nicht wünschen, boa vigilia...“ Damit bot sie ihm ihr winziges Händchen, und der Riese nahm es fast vorsichtig und machte beim Gutenachtwunsch den Versuch einer Verbeugung, die aber kläglich mißlang.

Das dinnen, dem von den zweiundfünfzig Kajütenpassagieren nur siebenzehn anwohnten, verlief trotz der vorzüglichen Produkte der Bordküche und der Anwesenheit des Kapitans, eines jovialen Herrn von beiläufig fünfzig Jahren, ziemlich langweilig. Wenigstens fand Mesdelices, die als einzige Dame den Ehrenplatz neben dem Kapitän hatte, dessen Unterhaltung mit ihrem Vater, die sich hauptsächlich um den Kaffeebau in neugewonnenen Strecken des jungfräulichen Bodens von Minaes Geraes drehte, nicht sehr amüsant. Sie kannte diese Art der Unterhaltung genügend, denn Sennor Mathieu war ein eifriger Kaffeepflanzer und pflegte zu behaupten, das Konsulat sei eine Nebenbeschäftigung und bringe ihm genau so viel ein, um den Betrag seiner Zigarren im Jahr damit zu decken. Gegenüber und sonstige Nachbarschaft erregten das Vergnügen der jungen Dame auch nicht hervorstechend; es waren mit wenigen Ausnahmen gelbe, trodene Portugiesengesichter, die sie anstarrten, und Mesdelices konstatierte innerlich, daß diese Herren durchweg seltsame Manieren bei Tisch hervorkehrten. Sie gab, obwohl sie der Landessprache vollkommen mächtig war, kaum oder doch sehr kurze Antwort auf etwaige an sie gerichtete Fragen, und hob mit der Miene einer gekränkten Fürstin die Tafel auf, sobald der Steward den Kaffee aus der Küche in Empfang nahm. „Nach oben," beorderte sie ihn kurz, und Konful Mathieu, der an solche Eigenmächtigkeiten seiner Tochter gewöhnt schien, bot ihr, nachdem er der Tischgesellschaft bon appétit gewünscht und mit dem Kapitän und dem zweiten Offizier einen Abendstet verabredet, den Arm. Nachdem man im Damensalon den Kaffee genommen, ging Mesdelices in die Schlafkabine ihrer Mutter, und als sie diese schlummernd fand, kletterte sie pfeifend die verschiedenen Treppen empor, schaute in den Rauchsalon, wo der Konful mit einigen Portugiesen in seiner lebhaften Weise diskuterte, machte einen fünf Minuten langen Verdauungslauf auf Deck und fand sich dann wohl-gemut und siegesgewiß wieder auf der Brücke ein.

Sonderbarerweise knurrte Alossen diesmal gar nicht bei ihrem Anblick, sondern machte sich sofort daran, das Segeltuch, das er ordnungshalber wieder heruntergelassen, zu ihrem Schutz zu befestigen.

„Danke," sagte sie gnädig, „aber Sie können den Lappen ruhig oben lassen, ich komme jetzt immer hier hinauf. Der Kapitän hat's erlaubt, und schließlich — wenn er es auch nicht erlaubt hätte —, unten ist es mir zu langweilig."

Der Offizier antwortete nicht. Er schaute hinauf zum dunkeln Nachthimmel, an dem die leuchtende Pracht der südlichen Sternbilder funkelte. Mesdelices folgte seinem Blick.

(Fortsetzung Seite 398.)

Der Herr Minister.

Humoreske von H. Rauchenegger.

Illustriert von Joh. Bahr.



Seht wollen wir die G'schicht noch mal durchnehmen, was ich euch g'lernt hab' wegen der Audienz beim Minister!

So sagte der würdige Herr Pfarrer von Schluchhausen zu den drei Feldherren, welche sich bei ihm versammelt hatten, um die nötigen Instruktionen für die Reise zur Hauptstadt und Vortragsmachung beim Minister entgegenzunehmen.

Es waren der Bürgermeister Ignaz Guggenhofer, der Beigeordnete Sebastian Walzenbichler und das Ausschussmitglied Anton Gixer von Gix; dieselben waren eben daran, fortzuwandern, um an höchster Stelle mündlich eine Aenderung des Regierungsauftrages wegen Errichtung einer Trintwasserleitung zu erbitten. In Anbetracht der wirtschaftlichen Verhältnisse — es gab drei Birte in der Gemeinde — schien ihnen die kostspielige Errichtung einer Trintwasserleitung höchst überflüssig. Der Pfarrer glaubte zwar nicht an den Erfolg ihres Unternehmens, mochte aber ihr Ansuchen um Bekanntgabe der nötigen Verhaltensmaßregeln nicht zurückweisen, und so kam es, daß die Deputation das

wenn sie eintreten, abgehen oder Seiner Excellenz begegnen würden.

Das Kumpfbeugen ging ganz gut, nur wußte keiner, wo er seine Arme oder Hände dabei hinthun sollte; der eine ließ die Flügel bis zur Erde herabbaumeln, der andre streckte sie steif nach rückwärts, während der dritte sie über den Leib faltete, als ob er dort Schmerzen verspüre. Daran war aber in der Eile nichts mehr zu ändern, die Zeit drängte, und somit entließ der Pfarrer die drei Würdenträger im Bewußtsein, das Menschenmögliche für sie gethan zu haben.

Sie kamen rechtzeitig in der Stadt an und hatten noch Zeit, sich vorher „mildernde Umstände“ anzutrinken, was aber wegen der kurzen Frist nicht ganz gelang. Immerhin aber hatten sie bedeutend an Mut und Kraft, so in den deutschen Seelen flammen, gewonnen und stiefelten siegesgewiß dem Ministerio zu. Es war ein imponierender Aufzug. Voran schritt ein Dienstmann als Führer, hinter diesem folgte der Bürgermeister, dann der Beigeordnete, und schließlich tappte der Gixer nach. Am Ziel angelangt, fragte der Bürgermeister, was sie schuldig seien. Der Dienstmann salutierte und sagte: „Drei March!“ — „Was? Für dös Spaziergangl — wär' net z'wider!“ entgegnete der Bürgermeister. — „Ja, meine Herren,



Voran schritt ein Dienstmann als Führer...

versehte hierauf der biedere Mentor, „schaugen E' selber mei Lar' nach, — macht eine March — drei Stück san Sie, was Sie net ableugna können — also drei March — es thut mir leid, aber mich kost's selber so viel!“ — Seufzend zahlte der Bürgermeister, dann betraten sie das Hohe Haus und stiegen langsam die Treppen hinan. Als sie oben angelangt waren und der Anführer bereits die Faust geballt hatte, um zu klopfen, schrie der Gixer: „Jessa, wir ham was vergessen! Die Füß abstreif'n!“

Erschrocken machten sie kehrt, tappten noch einmal die Stiege hinunter, kratzten an der Fußbürste ihre Rindledernen ab und begaben sich dann zum zweitenmal vor die Thür, allwo der Guggenhofer klopfte, daß der Thürstock zitterte. Sie traten ein und gelangten in ein kleines Gemach, in welchem nichts zu sehen war als ein Stehpult, ein sehr einfacher kleiner Tisch und zwei Stühle; ein paar Herren empfingen die Ankommenden, welche nicht unterließen, sofort die eingeübte Verbeugung zum besten zu geben. Man fragte sie nach Herkunft und Begehren und forderte das Haupt der Abordnung auf, sich in das Audienzbuch einzutragen.



Vor der Thür begegnete ihnen der vermeintliche Minister..

Wenn das der Guggenhofer vorher gewußt hätte, dann wäre die Wasserleitung ohne seinen Widerspruch ausgeführt worden! Er packte die Feder mit eisernem Griff und grub Namen, Charakter und Wohnort in das Buch ein, wozu er natürlich eine ganze Folioseite beanspruchte. Es dauerte ziemlich lange, und mit ehrerbietigem Staunen verfolgten die beiden andern die Kunstleistung ihres hohen Vorgesetzten.

„So,“ sagte der Herr, der sie empfangen hatte, „das ist ja recht schön worden; der Herr Minister, der wird schauen! — Jetzt gehen



„Seid's dös die Deputation?“

„Einstweilen da hinein!“ Mit diesen Worten öffnete er eine große Thür und schob die Deputation über die Schwelle.

Das war eine Stube! Schöner kann ein König auch nicht wohnen; Sammetmöbel, dicke Teppiche, herrliche Vorhänge und das lebensgroße Bild des verstorbenen Monarchen an der Wand — das, dachten sie, ist also dem Minister sein Wohnzimmer! Da entdeckte der Gixer in der Fensternische einen älteren Herrn, der in malerischer Haltung das Avancieren der kleinen Truppe beobachtete; derselbe trug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und eine weiße Halsbinde.

Der Gixer gab seinem Nachbar einen Rippenstoß, daß er meckerte und raunte ihm zu: „Dös is er, past's auf!“ Im nächsten Augenblick tauchten alle drei ehrerbietig sich verbeugend bis zum Boden herab. Nun nahte der Herr im Frack. „Seid's dös die Deputation?“ fragte er.

„Gehorsamst zu meld'n, ja!“ entgegnete der Bürgermeister, holte tief Atem und begann dann: „Wir hätten halt eine Bitten, indem daß die Regierung uns zwingen will zum Trintwasser herstell'n, was net notwendig ist, indem daß schon ein großer Viechbrunnen und drei Birt da sin, infolgedessen gehorsamst abschlägig beantwortet aufgehoben zu werden beantragt zu haben — thun werden gnädigst verfügen zu wollen!“

Mehr konnte man von Guggenhofer nicht verlangen; er wischte sich die hervorquellenden Schweißtropfen von der Stirn und schwieg.

Der Herr im blauen Frack lächelte wohlwollend und erwiderte: „Dös wird loan Anstand haben.“ Da ertönte eine Klingel, und rasch eilte er durch die Seitenthür ab. Die Deputation befand sich allein.

Da ergriff der Walzenbichler Waschl und sagte: „Ja, für was stehn mir denn no da her? Des hab't's es ja g'hört, daß er g'sagt hat, daß mir loan Anstand hab'n; unfer Zweck is erreicht — mir

hab'n da nix mehr z'hoan!“ Das sahen die Kollegen ein, und im Gänsemarsch zog sich die Abordnung aus dem Hause. Vor der Thür begegnete ihnen der vermeintliche Minister, der Bureaudiener im blauen Frack mit den Goldknöpfen, der sich schnell eine Halbe geholt hatte. Als sie den hohen Herrn mit dem Bierglase in der Hand und ohne Kopfbedeckung herankommen sahen, machten sie ihre tiefste Reverenz, und der Guggenhofer sagte ehrerbietig: „Pfüat God, Erigenz Herr Minister!“, welche Huldigung der Geehrte lachend entgegennahm und dann eiligst in der Hausthür verschwand.

Mit offenen Mäulern sahen sich die braven Feldherren an, und kopfschüttelnd bemerkte der Gixer: „Secht's — dös hätt' i nia net denkt, daß dös a so a g'müatlicher Herr wär!“ Dann bahnten sie sich wie Sturmböde einen Weg durch die Menschenmassen nach dem Hofbräuhaus, wo sie das glückliche Gelingen ihres Unternehmens nach Landesitte feierten.



BAHR.



Das Kumpfbeugen ging ganz gut...

Gelernte nochmals wiederholen mußte, ehe sie abging. — „Was ist also das erste,“ fragte der Examinator den Gixer, „wenn ihr zum Minister kommi?“ — „Unten abstreifen!“ antwortete der Gixer erakt. — „Was?“ — „Seine Stiefel!“ — „Wem seine?“ — „Die unfirigen seine, daß wir keinen Schmutz nicht hinaustragen ins Ministerium!“ — „Brav!“ — „Guggenhofer! Wie red't man den Minister an?“ — Der Gefragte dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Freindlich!“ — „Ich meine, wie sagt du zu ihm?“ — „Ich hab' euch ja gelernt, daß man nicht „Herr“ sagt, sondern Er — Er —“ — „Erpedita!“ — „Warum nicht gar!“ — „Erce!“ — „Excelsis!“ — „Heilige Einfalt! Das kommt ja im Gloria vor — Erce lenz, verstanden! Sag's einmal nach, Guggenhofer!“ — „Gereiz!“ — „Brav!“ — „Du, Walzenbichler!“ — „Erigenz!“ — „Nein, das ist was ganz andres — Gixer!“ — „Erhöllenz!“ — „Donner und Doria!“ — „Erce lenz!“ — Sie mußten alle noch einmal nachbuchstabieren.

Dann lehrte er sie, wie sie sich zu verbeugen hätten,



Er packte die Feder mit eisernem Griff...



Strauchritter. Nach dem Gemälde von Wilhelm Häuber.

„Ach ja,“ sagte sie dann plötzlich unvermittelt und festsam weich, „davon heißt es nun auch Abschied nehmen. Wann werden wir das Kreuz des Südens zum letztenmal haben?“

Mossen meinte, es werde morgen erst um Mitternacht aufgehen und von Pernambuco aus bald überhaupt nicht mehr sichtbar sein, und dann verwickelten sich beide in ein interessantes Gespräch über Meer und Himmel, und wenn Mossen innerlich höchlich verwundert war über die Beschlagenheit und die nautischen Kenntnisse seiner Partnerin, so war es Mesdelices in demselben Grade über das ruhige, fast väterlich freundliche seines Wesens, das von seinem früheren Gebaren festsam abstach. Ja, er entdeckte sogar plötzlich, sie müsse doch in ihrer weißen dinner-Toilette bei der leichten Brise frieren, und wollte durch den ablosenden Steuermann ein Tuch oder dergleichen für sie holen lassen; aber sie bemerkte, daß es fast elf Uhr und Zeit für sie sei, in ihre Kojen zu kriechen und vorher bei seiner kalten Ente aufzurütteln. Schon im Begriff Abschied zu nehmen, fragte sie den Offizier: „Werden wir wohl Fernando-Noronha fischen? Denken Sie nur, auf keiner Fahrt habe ich noch die Insel gesehen, und wenn es jetzt nicht glückt, muß ich wohl warten, bis ich im Himmel bin, denn im Leben komme ich diese Straße nicht mehr.“

„Warum?“ interessierte Mossen sich.

„Das sagt mir so eine Ahnung. Und nächstes Jahr, wenn ich doch verheiratet bin, hört das Reisen von selbst auf.“

„Also schwärmt Ihr Herr Bräutigam nicht in dem Maße fürs Meer wie Sie?“

Da lachte sie hell auf.

„Das weiß ich nicht, denn vorläufig hab' ich noch keinen Herrn Bräutigam; aber das wird in Deutschland keine drei Monate dauern; ich kenne das! Wir überseeische Mädchen mit solchem Vater und solchen Kaffeepflanzen im Hintergrund gehen ab wie warme Semmel.“

„Und das Motiv zu diesem Faktum beunruhigt Sie nicht?“

„Ne, dafür hat man seine Augen, daß man unter der sich reißenden Gesellschaft das Richtige aussucht; und wenn einem nichts gefällt, dann wartet man eben. Es kommt schon was Ordentliches, ich verlass' mich auf mich und auf meine Seemannsaugen. Dunque, wie ist's mit Fernando?“

Bestimmtes ließe sich darüber nicht sagen, meinte Mossen; er selbst habe das seltsame Geland nur zweimal gesehen; man vermeide thörichtest seine Nähe wegen der sich weit ins Meer hinein erstreckenden Riffe. „Schade,“ sagte sie nachdenklich, „es soll so schön sein!“ Wiederum lag einen Moment die kleine schmale Hand in der des Riesen. Dann schlüpfte die zukünftige Braut die Treppe hinunter.

Fred Mossen aber war, wie der landläufige Ausdruck heißt, bedäppert, und als um Mitternacht sein Kamerad zur Ablösung kam, störte er den ersten Offizier in einer tiefen Betrachtung über das Wesen der Frau im allgemeinen und das einer kleinen dunkeläugigen Kreolin im besonderen, und Mossen begreifelte es innerlich, soweit er die Männer kannte, nicht im mindesten, daß Mesdelices mit der Behauptung recht gehabt, man werde sich um sie reißen.

O Fred Mossen! Es war das erste Mal, daß in seinen Träumen ein Weib eine Rolle spielte!

Nachdem Mesdelices Mathieu am andern Morgen ihr Bad genommen, mit ausgiebigem Appetit gefrühstückt und einen Rundlauf auf Deck gemacht, war es acht Uhr geworden, als sie auf der Kommandobrücke erschien. Da stand jetzt, statt des blonden Riesen, ein blaß aussehender, noch junger Offizier, Reserve der kaiserlichen Marine, schlug die Haden zusammen und machte, sich vorstellend, eine tadellose Verbeugung. Er hatte auch gar nichts dagegen, daß Mesdelices plauderte, und hielt die Nähe des Sprachrohrs nicht für sehr gefährlich; aber die junge Dame gähnte nach Verlauf einer halben Stunde unverhohlen, erkundigte sich nach der Einteilung der Wachen und zog sich dann aufs erste Promenadendeck zurück, wo sie sehr bald in ihrem bequemen Madeirastuhl sanft einschlief und diese nächtliche Beschäftigung erst unterbrach, als das erste Glodenzeichen zum Lunch gegeben wurde. Dieser Mahlzeit pflegte statt des Kapitäns der erste Offizier zu präsidieren, und Mesdelices that sehr erfreut, als sie, ihren Platz neben ihm einnehmend, seine hölzerne Verbeugung mit liebenswürdigem Nicken quittierte. Es herrschte ein allgemeines Staunen bei Tisch. Bauer, der zweite Offizier, der am unteren Ende der Tafel saß, verwunderte sich maßlos über die Beredsamkeit seines Kameraden, der auch bei Tisch, aller guten Sitte zum Trost, sonst den Mund, außer zum Essen, nicht aufthat; Fred Mossen wunderte sich über den unglaublichen Appetit seiner Nachbarin, die dem Vertilgen der verschiedenen Gerichte mit staunenswerter Anteilnahme oblag, und Mesdelices wunderte sich, wenn ihr Zeit dazu blieb, über die Art und Weise, wie Mossen die

Stewards kommandierte und mit Feldherrnblick die Tafel überblickte.

Der Konsul aber fand den „blonden Kerl“ langweilig, ein Präbikat, das er ohne weiteres jedem beilegte, der keinen Skat spielte.

Die folgenden Tage vergingen genau so, wie sie immer an Bord eines Dampfers verlaufen, wenn die Passagiere anfangen, sich von ihrem Elend zu erholen und einander kennen lernen, nur daß es diesmal leider eine durchweg langweilige Gesellschaft war, die sich zusammengefunden. Fräulein Mathieu hatte längst ihren Ehrenplatz einer dicken Sportlerin abtreten müssen, die fürchterliche Ohrgehänge und an den Fingern eine Masse Ringe trug. — „Mai“, eine geborene Brasilianerin von runden Formen und einem beneidenswerten Phlegma, war mittlerweile natürlich auch auf der Bildfläche erschienen und thronte zur Linken des jeweiligen Präsidenten; junges männliches Volk war mit Ausnahme der schon erwähnten Portugiesen nicht vertreten, die „jungen“ Damen rekrutierten sich aus Mesdelices und mehreren hoch in den neunundzwanzig befindlichen Erzieherinnen, die den heimischen Penaten hoffnungslos, als sie diese verlassen hatten, zustrübten. Nein, hochgradig amüsant war es in der ersten Kajüte nicht, was Kapitän van Enderb dem Konsul jeden Abend aufs neue mit der Bemerkung versicherte: da habe er doch lieber Schnurranten und Scheuernpuzler an Bord als solch öde Gesellschaft. Mesdelices aber hatte ihm so lange liebe Augen gemacht, bis er die Erlaubnis gegeben, daß ihr Bordstuhl auf die Brücke geschafft werde, und was sie am ersten Tag Fred Mossen gesagt, das bewahrheitete sich — sie hatte mit allen Offizieren gute Kameradschaft geschlossen.

Fred Mossen träumte schlimmer als je.

Wenn man Malte Twienert, den Steuermannsmaat, gefragt haben würde, wovon der erste Offizier träume, so würde Malte die Antwort diesmal nicht schuldig geblieben sein. Aber es fragte ihn keiner, und er grinst nur immer vergnügt, wenn bei der Nachmittagswache „das brune Frölen“ nicht in ihrem Stuhle, lag und der erste Offizier sehr hastige Spaziergänge auf der Brücke unternahm, so ungefähr, als ob er schwingern müsse und sein Leben nur durch eine starke Körperbewegung noch zu retten sei. Sehr merkwürdig war bei diesen Promenaden, daß sie sich immer nur bis zu einem bestimmten Punkt ausdehnten, nämlich bis da, wo ein großes viereckiges Loch in der Brücke den Treppenanstich bedeutete, eine Stelle, von der man das ganze zweite Promenadenstück inklusive sämtlicher dort befindlicher Personen übersehen konnte. Eine weitere Merkwürdigkeit war der Umstand, daß, obschon die wachhabende Person eines Schiffes den Blick naturgemäß immer geradeaus zu wenden hat, der erste Offizier der Rietheeroh dies jetzt sehr oft, und zwar dann vergaß, wenn besagter Stuhl in der geschützten Ecke leer war; der Offizier drehte alsdann der weiten Wasserfläche auf Augenblicke sehr energisch den Rücken, und seine Augen lagen statt auf dem menschenleeren Bug mit einem merkwürdig gespannten Ausdruck auf dem Passagierdeck.

Malte Twienert grinst.

Aber weit mehr noch grinst er, wenn der Stuhl besetzt war. Fred Mossen hatte nämlich die Scheu vor dem Sprachrohr total überwunden und legte eine Redefreudigkeit an den Tag, die staunenswert erscheinen mußte. Aber sein Publikum, das in dem Stuhle liegende brune Frölen, war ihm doch in diesem Punkt noch über, und Fred Mossen hatte nach drei Tagen die Ueberzeugung, es sei in dem Leben der jungen Dame nun nichts mehr, wovon er nicht genaue Kenntnis besäße. Und selbstverständlich interessierte er sich brennend für die Mitteilung, daß sie zwei Maultiere und einen kleinen zweirädrigen Gabelwagen besaßen, daß sie keine Ahnung von Orthographie, aber desto mehr von Schwimmen und Reiten habe, und hörte die Lustschlösser, die sie bezüglich ihres Aufenthaltes in Deutschland selig und überzeugungsvoll vor seinen Ohren aufbaute, mit inniger Andacht an.

O Fred Mossen, wo blieb dein Topf mit der Aufschrift: „Angenießbar!“

Man lief in die Allerheiligenbai ein.

Bahia, die Regierstadt, konnte Konsul Mathieu nicht locken. Er hatte sich einmal aus der Unterstadt einen leichten Anfall von Berry-Berry mitgebracht, und fürchtete in dieser Erinnerung sogar die Auffahrt nach der hochgelegenen Vorstadt Victoria. Dies Beförderungsmittel hat auch seine Gefahren, meinte er, und so blieb man an Bord, während fast die ganze Gesellschaft abzog, um den unvergeßlichen Blick von der Oberstadt über die Bai und das weite Meer zu genießen.

Im Damenjalon aber ereignete es sich nach dem Lunch, daß Mossen eintrat und Fräulein Mathieu aufforderte, eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Es ereignete sich weiter, daß diese Partie angenommen und durch eine zweite und dritte fortgesetzt wurde, daß

der vorübergehende Kapitän angesichts dieser Thatsache stumm und entgeistert stehen blieb, als ob er wahr und wahrhaftig den Klabautermann geschaut, und daß Malte Twienert, seine Prieme aus der linken in die rechte Bude schiebend, über Bord ausspuckte und dann grinsend vor sich hinmurmelte: „Den Mann hat's!“

Man lag zwei Tage vor Bahia, zwei Tage, während deren die tropische Sonne ganze Strahlenbündel auf die glühende, durch keine Brise gekräuselte Bai herniederjandte, Simonade und Eis eine große Rolle spielten und Fred Mossen zum erstenmal in seinem Leben einen Fächer in der Hand hielt.

Es war ein Schauspiel für Götter, zu sehen, wie ungeschickt er sich mit diesem Instrument benahm, aber Fräulein Mathieu, die in ihrem Bangstuhl lag und sich vor Vergnügen kugeln wollte, versicherte jedesmal, wenn er den Versuch machte, das komplizierte Eisenbein-gebäude zusammenzuklappen, es sei ihr Tod, wenn die Luftbewegung aufhöre.

Da fächerte er denn mit Grazie und Todesverachtung weiter.

Dann, am dritten Tage, schwamm die Rietheeroh wieder draußen.

„Morgen sind wir früh in Recife,“ sagte Mossen geheimnisvoll lächelnd, „und nach zwei Tagen kann's möglich sein, daß wir Fernando-Noronha passieren. Was aber, wenn wir bei Nacht dort vorbeifahren?“

„O,“ meinte Mesdelices mit Begeisterung, „wir haben Vollmond! Wenn's wirklich so kommen sollte, lassen Sie mich wecken; ich möchte den Anblick nicht veräumen; bitte, wollen Sie?“

Dann aber, als er nicht gleich antwortete und sie nur verjorren betrachtete:

„Wie aber kommen Sie überhaupt auf die Idee dieser Möglichkeit?“

Er wurde dunkelrot. „Ich weiß überhaupt nicht, ob es sich so trifft,“ sagte er sehr hastig; „es kommt in etwa darauf an, wer das Kommando zu den betreffenden Stunden hat, nachdem die Feilung stattgefunden. Bitte, wollen Sie zu keinem über das reden, was ich jetzt gesagt, es war schon zu viel.“

Mesdelices schaute in die Flut hinab, wo einige Delphine das Schiff lustig begleiteten.

„Pois nao,“ sagte sie, „peken thu' ich nicht, aber —“

Sie sah ihn aufmerksam und ernst an und sagte dann unvermittelt:

„Wissen Sie, Ihr Haar ist viel zu lang, um hübsch zu wirken, das dürften Sie sich ruhig mal schneiden lassen. Adieu auch!“

Dann fauste sie die Treppe hinunter.

Andern Tags waren seine Haare geschoren. Eine echte, rechte Zuchthausfrisur hatte er sich zugelegt, so daß die weiße Mütze nicht recht darauf halten wollte. Aber Mesdelices hatte keine Zeit, diese Thatsache festzustellen. Man war über Nacht in den natürlichen Hafen von Pernambuco eingelaufen, und Konsul Mathieu, der es sehr eilig hatte, seinen dortigen Agenten zu sehen, war schon vor dem Lunch mit Weib und Kind an Land gefahren. Als sie zurückkamen, war die Dunkelheit angebrochen, und Fred Mossen, der auf der Plattform des Fallreeps, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die Honneurs des Schiffes machte, sah beim Schein des elektrischen Lichtes, wie die heimlehrende Dampfpinasse nicht nur die Familie Mathieu, sondern auch vier neue männliche Passagiere und einen riesigen Korb Ananas und Mangopflanzen mit einem Busch Orchideen geschmückt an Bord brachte; er hatte ferner Gelegenheit, zu konstatieren, daß von den vier neuen Erscheinungen zwei sich beinahe Arm und Bein verrenkten in dem Bemühen, Fräulein Mathieu beim Sprung auf das Fallreep behilflich zu sein; daß besagte junge Dame rosig wie eine der verlockenden Mangofrüchte aussah und weder ihn noch seine Frisur auch nur im geringsten bemerkte. Obschon ihn dies einigermaßen überraschte, so war er doch keineswegs gekränkt, sondern sah, an die Keeling gelehnt, mit stillem Vergnügen zu, wie Fräulein Mathieu von den an Bord gebliebenen Passagieren begrüßt wurde, wie sie mit strahlenden Augen erzählte, den wundervollen Korb habe ihr Herr Konsul de Witt, den man heute kennen gelernt, an Bord schaffen lassen, und wie dieser Herr, eine mittelgroße gute Erscheinung in weißem Flanellanzug, sich allseitig vorstellen ließ, und nachdem er dieser Form genügt, den Rest des Abends für niemand außer Fräulein Mathieu mehr Auge noch Ohr hatte. Es wurde sehr spät, ehe man sich zur Ruhe begab, oder vielmehr sehr früh, und es schien, als ob die vier neuen Passagiere, unter ihnen der österreichische Konsul de Witt, ganz dazu geeignet seien, Leben an Bord zu bringen.

Andern Morgens ließ sich die ganze Gesellschaft auf das die Mole bildende Korallenriff bringen, besuchte den interessanten Leuchtturm, an dem die Brandung klatschend aufschlug, und kehrte, beladen mit frutta de mare, Seefarnen, Taschentüchern u. s. w., sehr animiert heim. Fred Mossen, der die Vorgänge auf dem Riff

durchs Fernrohr beobachtet hatte, sah genau ein, daß Fräulein Mathieu bei so wichtigen Beschäftigungen, als da sind: balancieren auf einer Koralle, gestützt von der hilfreichen Hand des Herrn de Witt, jagen nach einem besonders schönen Exemplar von Seespinne, die Rettung vor einer anstürmenden Welle u., durchaus keine Zeit haben konnte, auch nur im entferntesten an die sonst übliche Visite auf der Kommandobrücke zu denken, aber ein merkwürdiges, ihm selbst unerklärliches Gefühl von Leere überkam ihn angesichts dieser fröhlichen Gesellschaft. Da nahm er ein Buch, das ihn bis vor kurzem sehr gefesselt, und ging damit ins Kartenhaus.

Der Abend kam, die Nacht und die Sterne, und die Richter, die in Pernambuco nur eine kleine Ladung Kakao übernommen, schwamm schon wieder draußen im freien Wasser. In der ersten Kajüte ging es sehr lebendig zu, man tanzte, trank Ananassbowle und freute sich seines Lebens. Herr de Witt trug zwischen durch mit einer weichen, angenehmen Baritonstimme einige Lieder vor, nicht gerade klassische Weisen, aber sie gefielen doch allgemein, und namentlich Fräulein Mathieu klatschte nach besten Kräften ihrer Händchen Beifall. Der Kapitän aber lag gerade unter der weitläufigen Kommandobrücke, und der erste Offizier, der da oben herumspazierte, hatte bei seiner Wanderung jede halbe Minute ausgiebig Gelegenheit, durch ein großes Oberlicht einen Blick auf die fröhliche Gesellschaft zu werfen. Er versäumte dies auch nie, und was er da unten sah, spielte in seinen Wachen und später in seinen Schlafträumen eine ganz bedeutende Rolle, so daß es keineswegs eine geruhfame Nacht zu nennen war, die er von Mitternacht bis zum Morgen in seiner Kojte verbrachte.

Früh schon vor dem Lunch wurden anderntags die Kreidefische zum Schußel-Board gezogen und dieses Spiel mit Glanz und Gloria in Szene gesetzt. Sogar die Erzieherinnen und Herr Mathieu beteiligten sich daran, und als man, daran anschließend, „Bourro“ spielte und die verlierende Partei einen allgemeinen Coaktail leistete, atmete der joviale Kapitän auf und äußerte seine Ansicht, daß nunmehr bessere Tage angebrochen seien. In den Nachmittagsstunden aber erschien der Kabinesteward auf der Brücke und holte dort den schönen Madeirastuhl Fräulein Mathieus fort. Da weder Alossen noch Malte Twienert antworfend waren und der wachhabende zweite Offizier sich gerade in die Küstenkarte von Fernando-Noronha vertiefte, so nahm niemand weiter davon Notiz, und Fräulein Mesdelices legte sich unten mit Behagen hinein. Sie ließ sich von Herrn de Witt ein Kissen unter den Kopf schieben, von Mr. Dawy Eis besorgen und von Sr. da Fonseca ein Buch holen und gestattete den dreien zum Dank den Genuß ihrer Gegenwart und den ungehinderten Blick auf zwei kleinwüchsige Füßchen, die in Lack-schuhen steckten und mit einer Grazie auf dem Fußende des Rangstuhles ruhten, als ob sie eigens dazu in der Welt seien, jungen und alten Herren die Köpfe total zu verdrehen.

Die Passagiere waren allgemein sehr vergnügt. Die Aussicht, noch weitere vierzehn Tage so aufeinander angewiesen zu sein, hatte nichts Drückendes mehr für die Gemüter, und als es beim Dinner ruhbar wurde, daß Sr. Manoel da Fonseca Namenstag habe, mußte er wohl oder übel eine Sektbowle spendieren, die die Gesellschaft wieder bis spät in die Nacht hinein wach ließ.

Oben auf der Brücke aber wandelte einer schweren Schrittes auf und nieder. Er schaute nicht mehr, wie am vorhergehenden Abend, durch die Luke, aber er gab Malte Twienert einige Kommandos, die diesen veranlaßten, überrascht aufzuschauen, ehe er sie nach Seemannsgebrauch wiederholte.

Um zwei Uhr erlosch das elektrische Licht, und an Bord der Richter herrschte vollkommene Ruhe. Als etwas später der Kapitän eine Nachrunde machte, meldete der Toppgast: Land voraus. Eine halbe Stunde nachher klopfte der Kabinesteward an die Thüre von Fräulein Mathieus Kabine. Er mußte diese Prozedur dreimal wiederholen, ehe sich die junge Dame zu der verschlafenen klingenden Erkundigung aufschwang, ob es denn brenne, oder ob man aufgelaufen sei. Es war aber keines der beiden Schrecknisse eingetreten, nur Leutnant Alossen ließ fragen, ob das Fräulein die Verbreherrin sehen wolle, die man soeben passiere. „Den Rind will ich thun“, war die Antwort aus der Tiefe der Kojte, was aber nicht hinderte, daß die junge Dame nach Verlauf von zehn Minuten in einem weißen schleppenden Morgenkleide auf der Brücke neben dem ersten Offizier und dem höchlich verwunderten Kapitän stand und ein Schauspiel von so sinnberückender Macht genoss, daß der kleine rote Bläppermund völlig verstummte und die braunen Händchen sich unwillkürlich falteten. Vor ihr, von Mondlicht umflossen, lag das Eiland mit seiner grössten, fast schauerlichen Formation — ein Gestade der Vergessenheit. Man war nahe genug, um in dem breiten Streifen azurblauen Silberlichtes, der auf dem

Meere lag, die aufsprühenden, sich brechenden Wogen der Brandung zu erkennen, die im Lauf von Jahrtausenden den Arto Naturale, das Wahrzeichen der Insel, geschaffen; es lag ein unsäglicher Zauber darin, wie das sanfte Licht auf dem kleinen Turm der Citadelle schimmerte — ein Kuß des Friedens auch für die armen Unglücklichen, die dort, fern der Heimat, ihr Leben beschließen mußten —, die glühende Brücke zu verfolgen, die der Mond von der Felsenküste bis weit ins Meer hinein geschlagen, funkelnd und glühend in ihrem trübseligen Gesimmler.

Nichts Schöneres als diese Nacht in ihrem tiefen Schweigen.

Der Friede Gottes über den Wassern. Südlich am Horizont flammte das Merkzeichen der schreienden Tropen, das südliche Kreuz.

Keiner der drei Menschen sprach ein Wort; fast eine halbe Stunde verbrachten sie in derselben Stellung, ohne sich zu rühren.

Kapitän van Endert und Mesdelices schauten auf die Insel, deren Silhouette sich mehr und mehr verschob. Alossens Auge hing unverwandt an der weißen zarten Gestalt neben ihm, und in dem Blick, womit er sie umfing, lag sein ganzes Herz. In diesem Moment wußte es der Riese ja erst gewiß, daß er den kleinen Seelamerad liebe, so unsinnig zärtlich und tief, wie nur ein großes Herz es vermag, das seine Gefühle durch Jahre hindurch aufgespeichert — und ihm war es, als dürfe er sich nicht bewegen, als müsse er diese Minuten festhalten, als bedeuteten sie für ihn das ganze Glück seines Lebens, als würde nie, nie etwas Besseres seinem Dasein geschenkt werden.

Glück aber vergeht wie Leid — nur etwas schneller. Mesdelices, wohl unter dem Eindruck seines verzehrenden Blickes, löste ihre Hände.

„Ein Sommernachtsstraum“, sagte sie leise. Sie hatte damit die bestirrende Schönheit der Natur ringsum bezeichnen wollen; Alossen aber zuckte zusammen — der Zauber war gebrochen — die seligste Stunde seines Lebens vorüber.

Fernando-Noronha verschwand mehr und mehr. „Ich möchte nach unten gehen“, sagte Mesdelices zum Kapitän. Jede Spur ihres Uebermutes war verschwunden; tiefer Ernst lag auf dem braunen Gesichtchen.

Nach einer solchen Nacht begreife ich es, wenn der Seemann fromm und gottvertrauend ist“, äußerte sie, und sträubte sich nicht dagegen, als van Endert, rückwärts gehend, und ihre beiden Hände haltend, sie nach Damenart die Treppe hinabführte.

Nachdem sie im Kabinendeck verschwunden, stand der Kapitän eine Weile nachdenklich an der Reeling. Es ging ihm manches durch den Kopf, der nächtliche Besuch der jungen Dame da oben, die willkürliche Kursänderung seines sonst so außerordentlich gewissenhaften Offiziers — die Peilung am Vormittag hatte nichts ergeben, was auf eine Sichtung der Insel, die unter 3° 50' südlicher Breite und 32° 28' westlicher Länge liegt, hätte schließen lassen. Aber van Endert, der selbst erwachsene Lächter hatte, war ein verständiger Mann, und das Ergebnis seiner Betrachtungen war, daß er vorläufig Herrn Mathieu gegenüber schweigen, aber seine blauen Augen für die nächste Zeit weit offen halten wolle.

Herr de Witt wartete am andern Morgen ausgiebig lange, ehe er sich entschloß, sein Frühstück solo zu verzehren. Als Fräulein Mathieu, der Gegenstand seiner Erwartung aber immer und immer noch nicht erschien, ließ er sich doch endlich an der langen Tafel nieder, und seinem Appetit nach zu urteilen, hatten die Gemütsbewegungen, denen er seit der Abreise von Pernambuco unterworfen war, keinerlei störenden Einfluß auf sein körperliches Wohlergehen hervorgerufen. Walter de Witt war eine sehr gesunde Natur von äußerst glücklicher Veranlagung, der seinen ersten ausländischen Posten in Pernambuco vor sechs Jahren angetreten hatte und nun heimreiste, um eine Stellung im Auswärtigen Amte seiner Heimat zu bekleiden. Die erste Begegnung mit der Familie Mathieu in der Madelena von Pernambuco schien ihm ein gutes Omen für die Zukunft, und heute während seiner eifrigen Tätigkeit, die er nur hie und da unterbrach, um einen Blick auf die Thüre zu werfen, durch die Fräulein „Vila“ wie er sie innerlich nannte, noch immer nicht eintreten wollte, war er mit seinen Plänen schon ungemein weit gediehen. Daß irgend etwas störend in diese eingreifen könne, hielt er für ausgeschlossen. Vater und Mutter Mathieu waren die reizendsten Schwiegereltern, die er sich denken konnte, und Mesdelices, in die er bis über die Ohren verliebt war, hatte durch ihr Benehmen nicht den Eindruck hervorgerufen, als ob sie geneigt sei, aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen zu wollen.

Herr de Witt schlug sich, als er bei diesem Gedanken angekommen war, vergnügt auf sein linkes Bein, und da er inzwischen seinen Appetit in ausgiebigster Weise befriedigt hatte, ein weiterer Grund

aber, seinen Aufenthalt in diesem nahrhaften Raum noch länger auszudehnen, füglich nicht vorhanden war, so trug er seine Sehnsucht auf Deck spazieren, machte vereint mit Fonseca und dem Schiffsarzt den Gouvernanten die Cour und schlief dann eine Stunde lang in seinem Liegestuhl den Schlaf des Gerechten und Gefättigten.

Es war eine merkwürdige Atmosphäre, die an Bord herrschte.

Edel Lust und Freude blühte da, wo anfangs kaffende Langeweile gehäht. Die Erzieherinnen erwiesen sich bei näherer Beschäftigung auch für andre als nur tragische Rollen verwendbar. Die vermutlich „Jüngste“ blendete förmlich durch einen Luxus an kindlich farbenfreudigen Blusen, die Älteste verwandelte plötzlich unglaublich viel Zeit und Mühe auf den Bau einer Art Eisselturmes, der ihren Schädel krönte, beträufelte sich von oben bis unten mit Esbouquet und reichte dem ersten Ingenieur, der zwar ein gottverlassenes häßliches Neuhäuser, aber einige vorzügliche Rentenbriefe besaß, bei Tisch den Brotkorb unnötig oft und jedesmal mit einem so erstaunlich bereichenden Blick, daß dem würdigen alten Herrn, allmählich immer ahnungsvoll-bänglicher wurde. Und was die Mittlere angeht, so verschwand sie seit einiger Zeit sehr häufig und sehr lang mit Herrn S-tephan S-truwe aus Hamburg (er war zwar schon siebzehn Jahre in Olinda ansässig, sprach aber immer noch aus Anhänglichkeit von Hamburg), um eines Tages aufzutreten und dem erstaunten Volke ein glückliches Brautpaar vorzustellen. Mary, Frau Mathieus englische Jungfer, und der zweite Steward beschloßen, die Fahrt durchs Leben gemeinsam zu wagen, und eines Tages, als es schon fäher geworden, als die südlichen Sternbilder längst versunken und die der nördlichen Hemisphäre, die Boten der Heimat, wieder aufgetaucht waren, schlug beim Dinner Konsul Mathieu an sein Glas und brachte den ersten Toast aus auf das Wohl seines Lächterleins und ihres Verlobten, des österreichischen Konsuls Walter de Witt.

Nach dem Dinner wurde auf Deck und in den Salons mit einer Leidenschaft und Begeisterung getanzt, deren der älteste Bordgast sich nicht zu erinnern wußte. Herr Mathieu hatte für Zwischendeck und Mannschaft Bier auslegen lassen, und die Stewards balancierten fortwährend mit einer Tablette Heißfisch. Auch der Wachhabenden wurde gedacht. Friß, der Steward, stand plötzlich oben auf der Brücke und präsentierte dem ersten Offizier ein Glas. Dieser winkte ab, worauf Friß, großmütig wie er war, zu Malte Twienert hintrat: „Trink, Twienert, fein! segg ich dir!“

Malte aber umspannte sein Ruder nur fester, spudde schier verächtlich aus und sagte grob: „Nee, mag nich.“

Da erkante vom Kartentisch her die ruhige Stimme des Offiziers: „Steuermann, gespußt wird nicht auf der Brücke!“

„Zu Befehl, kommt nich wieder vor — es war nur ...“

Das übrige verlor sich in einem undeutlichen Gemurmel.

Man hat Cuxhaven passiert.

Einige Passagiere haben mit dem Tender den Dampfer verlassen; andre sind mit Paden und Abschiednehmen beschäftigt. Manche auch lehnen mit feuchten Augen an der Reeling und grüßen die Küste, das erste Stück greifbar naher Heimat. Es ist Spätnachmittag. Auf der Brücke steht der Lotse mit dem Kapitän und Fred Alossen. Man wird in drei Stunden im Hafen festmachen. Der Kapitän geht nach unten, noch einige Papiere in Ordnung zu bringen.

Plötzlich zuckt Alossen zusammen. Er hat den leichten Schritt, der sich jetzt nähert, nicht vergessen, wenn er ihn auch lange nicht mehr gehört.

Mesdelices Mathieu steht neben ihm.

Sie sieht sehr verändert aus, in ihrem langen, eleganten Straßenkleid und der sorgfältigen, hohen Frisur — ganz große Dame. Alossen hat sie immer nur im Sportkostüm oder einem hellen, einfachen Dinerkleiden gesehen, seit vierzehn Tagen aber überhaupt nicht mehr, denn der erste Offizier hatte sein Tischpräsidium seinem Kameraden übergeben und sich entschuldigen lassen.

„Ich wollte noch einmal kommen“, beginnt sie, „erstens um Abschied zu nehmen und dann, um Ihnen zu sagen, daß ich mich verlobt habe ...“

„Das fällt Ihnen spät ein“, unterbricht er sie rauh, „seit dem glücklichen Ereignis sind doch schon manche Tage ins Land gezogen.“

„O“, meint sie beklommen, „ich habe mir auch nicht eingebildet, daß Ihnen das ein Geheimnis geblieben sei ...“

„Nein“, jagt er schroff, „dafür sollte wohl in zar-tester Weise der Sekt sorgen, den man in Gnaden hier hinauf sandte.“

Alossen hätte im nächsten Augenblick seine rechte



Madonna del Sacco. Nach dem Gemälde von Andrea del Sarto.

Hand darum gegeben, dieses Wort unausgesprochen zu machen. Mesdelices wendet sich um und geht der Treppe zu, kommt aber noch einmal zurück: „Ich wollte Ihnen auch noch danken für... für... damals, daß ich Noronha habe sehen dürfen.“ stammelt sie verwirrt.

Da überkommt ihn mit aller Gewalt die Erinnerung an die eine unvergeßliche Stunde im weißen Mondlicht.

„Mesdelices,“ stößt er hervor, es ist wie ein tiefes, thränenloses Weinen in seiner Stimme, „es ist kein Unrecht, das ich an Ihnen und Ihrem Bräutigam begehe, wenn ich Ihnen jetzt sage, daß ich Sie lieb gehabt, so von Herzen lieb, schon ehe Herr de Witt Sie gekannt, und ich will jetzt nur das Eine wissen, war es möglich, daß Sie das wußten, als Sie dem andern Ihr Wort gaben, und war es möglich, daß Sie über eines Menschen Glück mit Bewußtsein hinwegschritten, ohne eine Spur von Reue, ohne sich klar zu sein, ein wie namenloses Leid Sie hinterlassen?“

Er hat ihre Händchen mit seiner großen Linken gefaßt, seinen rechten Arm leicht um die feinen Schultern legend. Es ist etwas unendlich Zärtliches in dieser Bewegung, aber zugleich ein energischer Zug von Verwahrung gegen jegliche Flucht. Mesdelices aber denkt nicht daran zu fliehen.

„Ja,“ sagt sie leise, und es liegt eine rührende Kindlichkeit in ihrem Ton, „damals vor Noronha, da wußte ich es zum erstenmal mit Bestimmtheit; und auch, wenn Herr de Witt nicht gekommen wäre, ich hätte meinen Stuhl doch herunterholen lassen, denn ich fing an, mich vor mir selbst zu fürchten. Sehen Sie, eine Seemannsfrau, das muß ein ganzer Charakter sein und ein guter, und — nein, bitte sagen Sie nichts — ich bin beides nicht; und ich glaube, Sie sind sehr klug, aber ich bin doch weislicher, und ich kann Ihnen heute sagen, daß wir in drei, vier Jahren ein kreuzunglückliches Paar gewesen wären. Sie durch mich, und ich durch meinen Egoismus; ich wäre zu den Opfern, die von einer Seemannsfrau in jeder Beziehung verlangt wären, total unfähig gewesen. Wie viel oder wie wenig Schuld ich aber direkt an Ihrem Leid trage, das weiß ich nicht. Ich habe mich Ihnen gegenüber genau so gegeben, wie ich es andern Menschen gegenüber auch that; aber bei Ihnen geht alles tief, was bei andern auf der Oberfläche bleibt. Dafür kann ich aber eigentlich nichts. Und nun wollen wir Abschied nehmen, mein Bräutigam... ich meine, unten wird man auf mich warten, ich habe ja jetzt Pflichten...“, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, sieht sie zu ihm auf, und da gewahrt er in den langen dunkeln Wimpern zwei große Thränen. „Mesdelices,“ stöhnt er, preßt die kleine Gestalt fast herrisch an sich und drückt seine Lippen auf die geliebten Augen.

Mesdelices bleibt einen Herzschlag lang wie betäubt, dann löst sie ihre Hände, legt sie um den Hals des Riesen und küßt ihn freiwillig, aber mädchenhaft sanft auf den Mund.

Dann riß sie sich los, und er hielt sie nicht zurück. Wie gebannt stand er und sah die kleine Gestalt da verschwinden, wo sie ihm zuerst aufgetaucht, auf der Treppe, die zum zweiten Promenadendeck führte. Sie schaut nicht zurück, ihr krauses, schwarzes Haar flimmert noch einen Moment im warmen Goldglanz der Sonne, dann ist Fred Mlossen allein im Hintergrund der Brücke. Der Lotse und Malte Twienert schauen unverwandt geradeaus; sie haben von dem ganzen Vorgang nichts gemerkt.

Es ist ein wunderbares Bild rings in der Runde. Die Sonne, die schon zur Küste geht, vergoldet lieblosend noch einmal die breite, in tausend Lichtwellen schillernde Flut; die reizenden Ufer von Blankenese treten zurück und liegen lodend da in lichtnebligen Schleiern, träumend in sanfter Schönheit, und die eintönig rauschenden Wellen fließen um den Schiffskörper wie flüssiges Silber.

Draußen auf dem offenen Wasser schwimmen mit schneeweißen Segeln kleine Fischerboote; in überirdischem Glanze steht Land und Meer, und von einem Schleppkahn tönt ein weiches, schwermütiges Lied.

Fred Mlossen schaut das alles mit weit offenen Augen; er steht und schaut, als ob er es zum ersten Male sähe, als müsse er all die schimmernde Pracht in sich festbannen, um damit das Bild eines kleinen Mädchens wie mit einer Gloriole zu umgeben und es so hinüber zu retten in sein einsames Leben.

Nun sinkt die Sonne wie ein blutroter Ball hinter dem Streifen Küstenland unter. Blankenese glüht noch einmal in rosigem Wiedererschein auf, das gegenüberliegende Land beginnt schon in einem fahlen Lichte unerkennbar zu erscheinen. Auf der Treppe hört man die Stimme des Kapitäns.

Da entringt sich ein tiefer Seufzer der Brust des Offiziers, und während er mit wuchtigen Schritten die Treppen hinunter zu seiner Kabine geht, den dritten Offizier unterwegs nach oben beordern, denkt er daran, wie viel Ernstes er in seinem Leben gesehen, aber wie das alles so unpersonlich geblieben, weil er eben ein-

sam; und nun, da gegen seinen Wunsch und Willen ein Weib in seinen Weg getreten, und der Moment des Erkennens, daß sie ihm zum Leben notwendig geworden, auch der des Verlierens ist, erscheint ihm das unsagbar und das Härteste von allem.

Er weiß es, er fühlt es in diesem Augenblick, er wird einsam, sehr einsam sein; einsamer als früher, ehe die große unsinnige Liebe über ihn gekommen; aber er schämt sich dieses besten der menschlichen Instinkte, dessen gelegentliche Ausbrüche bei andern er früher so häufig belächelt, nicht. Er weiß jetzt, was es heißt, wenn die Bücher sagen, daß die Liebe den Menschen erhebt, wie ihn nichts andres zu erheben vermag, und als er aus dem scheidenden Abendschimmer in seine dämmerige Kabine tritt, da ist keine Bitterkeit mehr in seinem Herzen, nur ein tiefer, wühlender Schmerz, und er denkt, er will ihm Zeit lassen, sich auszutoben. Ueber kurz oder lang wird die alte Ruhe ja doch wieder über ihn kommen, und dann wird ihm die Erinnerung bleiben, die ihm niemand nehmen kann — sein kostlichstes Eigentum in Zukunft.

Fred Mlossen denkt sehr gut von seinem Herzen. Er kennt es eben noch gar nicht und weiß nicht, daß Jahre darüber hingehen werden, ehe die Wunde, die ihm auf dieser Fahrt durch ein bißchen Liebe, ein bißchen Koketterie und sehr viel Egoismus geschlagen wurde, vernarbt sein wird.

Auf dem dunkeln Tischteppich leuchtet ein weißes Papier, die Umhüllung zu einer großen guten Kabinettphotographie von Mesdelices Mathieu, vor ihrer Abreise in Buenos Aires aufgenommen. „Meinem lieben Seefameraden, Mesdelices“ steht quer unten mit einer sehr kindlichen Hand geschrieben. Da legt der große Mann seine Arme auf den Tisch und den Kopf dazu, und weint bitterlich. Die ersten Thränen, deren er sich mit Bewußtsein erinnert.

Herr Mathieu tobte und ließ den Schiffsarzt kommen. Der betrachtete die verschwollenen Augen Fräulein Mathieus, lächelte etwas ironisch und meinte, das sei weiter keine Krankheit oder ein Fliegenstich wie der Vater befürchtet, sondern regelrechte Thränenspur, worauf der letztere in ein wütendes Gelächter ausbrach und die Versicherung abgab, „das Wurm“ habe Tag seines Lebens noch nicht geheult, und hier an Bord habe es doch wahrhaftig keine Veranlassung dazu gehabt. Dr. Hoffmann zog sich gekränkt zurück und äußerte etwas spitz, ein Spezialist sei er freilich nicht; ein solcher wohne in Hamburg ganz in der Nähe des Dovenfleth, und es sei Herrn Mathieu ja unbenommen, den Herrn in nächster Stunde zu konsultieren; er selbst stehe dieser seltsamen Erscheinung jetzt allerdings auch ratlos wie ein Schlitten gegenüber. Die Patientin selbst äußerte nichts, aber Herr de Witt nagte mit einem seltsamen Ausdruck an der Spitze seines wundervollen Schnurrbartes. Es waren ihm in der letzten Stunde einige Lichter ausgegangen, daß seine Braut doch nicht so ganz das unbeschriebene Blatt sei, auf das er gehofft, mit großen breiten Zügen den Namen Walter zu setzen, und er beschloß, wie der Kapitän vor der Verbrecherinsel, seine Augen weit offen zu halten.

Acht Tage lag die Richteroh in Hamburg, da hatte Fred Mlossen aus dem Bureau seiner Gesellschaft das Patent als Kapitän der nach Ceylon bestimmten Moravia in Händen. Fred Mlossen hätte allen Grund, den Kopf recht hoch zu tragen, aber er thut es nicht, er übernimmt den großen schönen Dampfer nicht mit Freude, aber mit Ernst und einem tiefen Gefühl der Verantwortlichkeit. Als er von der Richteroh Abschied nahm, galt sein letzter Gang der Kommandobrücke. Da war man gerade in der Nähe des Kartentisches dabei, mit einer scharfen Lauge die letzten Spuren eines großen, braunen Fleckens zu verwischen, dessen vollständige Vertilgung während der Reise nicht gelungen war, da es sich herausgestellt hatte, daß Fräulein Mathieus Schokolade ein kräftiges Eisenpräparat zugefügt gewesen war.

Es war acht Jahre später, am 14. August 18... als die Moravia bei den Südküsten von Fernando Noronha gefährdenden Rissen Sella Geneta strandete. Zwei Tage war sie mit halbem Dampf bei fortwährenden Nebeln getrieben. Die Luft war heiß und schwer; zuweilen ging es wie ein Zittern und Seufzen hindurch, aber kein Lüftchen des Passat rührte sich. An Bord stand alles unter dem Eindruck eines todbahnen Schreckens. Die wenigen Passagiere lagen in den Langstühlen, elend vor Hitze und Vekommenheit. Die Mannschaft ging stumm ihrer Pflicht nach. Am Morgen des 14. August gegen elf Uhr wurde bei einem flüchtigen Sonnenblick der Versuch einer Peilung gemacht, es zeigte sich, daß die Moravia östlich aus dem Kurs geraten, um elf einhalb lief sie mit dumpfem Krachen auf.

Die Passagiere, die alle gerettet wurden, sangen später einstimmig das Lob des Kapitäns Mlossen,

dessen unglaublicher Kaltblütigkeit es lediglich zu verdanken gewesen, daß alle, Passagiere und Mannschaft, sowie Schiffsbücher und Kasse, ruhig und ohne Panik in den sechs Booten untergebracht worden seien. Mlossen habe auf der Brücke gestanden und seine Kommandos gerufen, nicht als ob er dem Tode entgegengehe, sondern mit einem fast fröhlichen Blick in den blauen Augen und einem Ausdruck, den bis dahin niemand an ihm gekannt. Er hat scheidend mit der Hand gewinkt und sich durch das blonde krause Haar gestrichen, dann ist der Nebel um seine Gestalt gegliedert, hat den Rumpf und die Takelage des Schiffes eingehüllt, und als nach zehn Minuten langer vorsichtiger Fahrt die Boote eine Landestelle fanden, zeigte eine leise leichte Dünung, daß der Dampfer gesunken.

Andern Morgens ragten die beiden Masten des schönen Schiffes über dem Wasserspiegel empor, und es wollte den in dem Dorfe Geneta untergebrachten Geretteten im hellen Tageslichte fast unglaublich erscheinen, daß die furchtbare Katastrophe so nahe dem rettenden Lande eingetreten. Gegen Abend trieb die Leiche des Kapitäns an, und die Schiffbrüchigen sowie die Einwohner des Dorfes und die Beamten der Citabelle gaben ihr das letzte Geleit zu dem kleinen Friedhof von Fernando-Noronha.

Da liegt Fred Mlossen, der einsame Mann, unter Palmen und Agaven. Mächtig küßt das Mondlicht sein Grab, und in den Mangrovenbüschen singt der Sabiar. Kapitän van Endert aber sendet seinem toten Kameraden regelmäßig einen Salutschuß, wenn er die Insel passiert, was nicht allzu häufig vorkommt. — Es war an einem wundervollen klar durchsichtigen Morgen, als er mir die Geschichte Fred Mlossens erzählte, wobei er einige, wenig schmeichelhafte Bemerkungen über „die Weibsteuere“ im allgemeinen und besonderen einflößte. Gerade blickte die Sonne auf dem Kirchturm der Citabelle von Fernando-Noronha auf, da donnerte der Salut. Van Endert nahm seine Mütze ab und schaute hinüber zu den schroffen Felsen, und ich folgte seinem Beispiel. Auf dem Flaggenmast aber stieg das Signal für die Insel auf, daß die Richteroh passiere — das alte Schiff, dessen ehemaliger Offizier vor Jahren hier seinen seligsten Traum geträumt, angesichts der Stelle, die die letzte Heimat des Heimatlosen werden sollte.

Da erscholl das Tam-tam zum Lunch, und wir gingen schweigend die Treppe hinunter.

Auferstehen.

Welch holdes Klingen,
Welch dringend Locken,
Es läuten jubelnd
Die Osterglocken!

Vom Himmel schallt es,
Hernieder hallt es
In allen Länden:
Christ ist erstanden!

Und lauschend regt sich's
Im Erdenstöße,
Es reckt und streckt sich
Aus Schutt und Moos —
Ein Auferstehen,
Wohin wir sehen:
Aus Winterbanden
Lenz ist erstanden!

Und wo im Schatten
Kein Grün will sprießen,
Wo Leid und Sorge
Ein Herz umschließen —
Heut muß sich's heben
Zu neuem Leben:
Aus Todesbanden
Lieb' ist erstanden!

Frans Bechert.

Die Madonna del Sacco von Andrea del Sarto.

(Bild S. 400 u. 401.)

Bei der ungeheuren Gestaltensfülle, die die italienischen Maler des 14., 15. und 16. Jahrhunderts ihren kunstfrohen Landsleuten auf den Wänden und Deckenwölbungen der Kirchen und auf den den höchsten Schmuck der Altäre bildenden Gemälden vor Augen führten, suchte der tastende Sinn des Volkes in natürlichem Instinkt seine Lieblinge nach besonders in die Augen fallenden, äußeren Merkmalen zu unterscheiden. Es sind oft Merkmale, die mit der geistigen oder künstlerischen Bedeutung des Bildes in keinem Zusammenhang stehen. So heißt z. B. eine der berühmtesten Madonnen Raffaels die „Madonna della Sedia“ (mit dem Sessel), eine andre die Madonna mit dem Fisch, eine dritte die Madonna unter dem Baldachin, und so ist auch das Meisterwerk des Andrea del Sarto, das Freskobild der Madonna mit dem Kinde und Joseph, das er im Jahre 1525 über der Eingangstür des Kreuzganges an der Servitenkirche Santa Annunziata in Florenz gemalt hat, unter dem Namen der „Madonna del Sacco“ weltberühmt geworden, weil Joseph sich, in ein Buch vertieft, an einen Sack lehnt. Das Bild soll eine Erinnerung

an die Flucht nach Ägypten sein, ein Augenblick der Ruhe auf der Flucht, deren Gefahren der vorsorgliche Nährvater dadurch vorgebeugt hat, daß er einen voll gestopften Sack mit Nahrungsmitteln nicht vergessen. Diese hausväterliche Fürsorge klingt aber nur in diesem Beiwert nach. Sonst ist das Bild auf einen erhabenen Ton gestimmt, auf die volle Höhe künstlerischer Darstellung, die dem Höchsten mit heiliger Begeisterung gerecht werden will. Andrea del Sarto (1486—1531), der eigentlich Andrea d'Angelo hieß, hat seinen Beinamen von seinem Vater erhalten, der das ehrsame Handwerk eines Schneiders (italienisch: sarto) betrieb. Unter dem Einfluß seiner großen florentinischen Landsleute, des Leonardo da Vinci, Michelangelo und des Fra Bartolommeo, bildete Andrea del Sarto allmählich seinen Stil zu einer Kraft und Vielseitigkeit des Ausdrucks aus, der ebenbürtig der Majestät der heiligen Personen wie den zartesten Regungen menschlicher Seelen gerecht wurde. Erhaben und anmutig zugleich, war Andrea del Sarto auch einer der größten Koloristen der italienischen Schule, der seine Gestalten mit einem unvergleichlichen Farbensauber zu umgeben wußte.

H. A.

Strauchritter.

(Bild S. 397.)

„Reiten und Rauben ist keine Schande, Es thun's die Edelsten im Lande.“

lautet ein altes Sprüchlein aus der Zeit des Interregnums, der Zeit (1254—73), da kein eigentliches Oberhaupt an der Spitze des Reichs stand. Selbsthilfe und Gewalttat waren da allgemein, und Wege-lagerei, Raub auf der Landstraße galt nicht als unadelig Thun. Von ihren Burgen herab führten die Ritter ein wildes Raubleben, schlepten Reisende in ihre Verliese, um hohes Lösegeld zu erpressen, plünderten die Güterwagen der Handelsstädte und trosteten hinter ihren festen Mauern der machtlosen Gesehe und Gerichte.

Unser Bild führt eine Episode vor aus jener Zeit der Verwilderung, des Niedergangs vornehmen Rittertums.

Kirchgang in einem Schwarzwälder Dorfe.

(Bild S. 408.)

Friedliche Festtagsstimmung ist es, die aus dem Bilde von B. Gafemann zu uns spricht und sich auch dem verständnisvollen Beschauer mitteilt. Einen ganz eigenartigen Reiz hat der Schwarzwald mit seinen von Tannen und Buchen umkränzten Höhen, seinen friedlichen, ins Grüne gebetteten Dörfern, den wasserreichen Thälern mit wetterbraunen Bauernhäusern, mit seinen malerischen Bergseen und Wasserfällen. Die Abwechslung von Berg und Thal, von bald ernsten, bald heiteren Landschaftsbildern, das ewig frische, heimelige Leben des Gebirges locken alle, die den Schwarzwald einmal kennen lernten, immer und immer wieder dorthin und lassen sie darüber selbst die viel großartigere Schweiz nicht vermissen. Und unvergeßlich bleibt einem jeden vor allem so ein schöner, klarer Sonntagmorgen, wie ihn unser Bild darstellt, an dem die oft aus ziemlicher Ferne herbeigekommenen Schwarzwälder Bauern und Bäuerinnen in ihren wenigstens hier und dort noch erhaltenen ursprünglichen Trachten zur Kirche gehen.

„Aus den Thälern hör' ich schallen
Glodenlöse, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge.
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.“

H. Reinick.

Bunte Blätter.

Edisons Humor. Unter den Teilnehmern an dem zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstalteten Lunch der Großindustriellen und Finanzmänner der Union durfte selbstredend Thomas Alva Edison, der größte augenblicklich lebende Erfinder auf dem Gebiete der Elektrotechnik, nicht fehlen. Einen Grundzug im Charakter dieses merkwürdigen Mannes bildet die gleichmäßig heitere, man möchte fast sagen sonnige Gemütsverfassung. Von seiner humoristischen

Veranlagung zeugt die ihm von früher Jugend an eigen-tümliche Freude an Neckereien und Späßen, wovon Franz Bahl in seiner Lebensbeschreibung Edisons (Biographische Volksbücher, Leipzig, R. Voigtländer) einige bezeichnende Beispiele berichtet. Als einst der gesamte Vorstand der Gesellschaft für elektrische Straßen- und Eisenbahnen bei Edison in Menlo Park erschien, um zu kontrollieren, wie weit seine Arbeiten zur elektrischen Personenbeförderung vorangeschritten seien, lud er die Gäste höflich ein, mit ihm die nach seinen Angaben erbaute elektrische Lokomotive zu besteigen. Sie stand gerade auf seiner Versuchsbahn bereit, und die Herren stiegen mit würdevollen Mienen auf, da sie glaubten, er wolle ihnen die Konstruktion erklären. Edison folgte ihnen, zog schweigend an einem Hebelarm, worauf die Maschine sich in Bewegung setzte. Von Minute zu Minute ließ er dann das Ungetüm schneller laufen, bis sie mit mehr als Expresszugsgeschwindigkeit dahinbrausete. Die Hüte flogen den Herren von den Köpfen; die meisten klammerten sich zitternd fest, und alle baten flehentlich den genialen Erfinder, doch

Die Kergueleninsel liegt südlich vom Indischen Ozean, nahe der Grenze des Eismerees unter 49 Grad 3' südlicher Breite und 68 Grad 8' östlicher Länge, ungefähr mittwegs zwischen Südafrika und Australien. Dies von den eisigen Südpolarwinden umtoste Eiland ist 100 englische Meilen lang und 50 Meilen breit und macht auf die Seefahrer, die sich seinen Küsten nähern, zumal wenn sie von Westen kommen, mit seinen hohen Gebirgsketten und schneebedeckten Gipfeln einen überraschend imponierenden Eindruck. Wahrscheinlich der erste, der es entdeckte, war der französische Kapitän de Kerguelen, der die Insel am 12. Februar 1772 sichtete und ihr seinen Namen gab. In dem Worte bedeutet die Vorsilbe „Ker“ Haus oder Ansiedlung, während der zweite Teil einen nicht seltenen bretonischen Eigennamen bezeichnet; das Ganze heißt mithin: „Haus der Familie Guelen“. Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Wort nicht als Plural behandelt werden darf, also nicht etwa „die Kerguelen“, sondern Kerguelenland oder die Kergueleninsel, wenn man nicht einfach von der Beobachtungsstation auf Kerguelen sprechen will. Von

einer Kerguelengruppe kann nur die Rede sein, wenn man die etwas nordöstlich gelegenen St. Paul- und Amsterdaminseln mit einbegreift. Da jener französische Seefahrer Kerguelenland nur gesehen, aber nicht betreten hatte, war James Cook, der 1776 in einem der zahlreichen Fjorde die Anker werfen ließ, der erste, der auf der Insel landete. Der größte und mit den besten Häfen versehene Fjord ist der Royalsund, an dem auch die Bauten für die deutsche Südpolarexpedition errichtet wurden. Landtiere sind auf der Insel nie beobachtet worden, wohl aber hatten ihr Seevögel zahlreiche Besuche ab, und an den Küsten zeigten sich zahlreiche See-Elefanten und Robben; in den Gewässern jener Region sind die Wartenwale zuzeiten häufig; Kerguelenland wäre daher eine gut gelegene Station für Walfisch- und Robbenfang.

G. M.

Eine Planderei über Schlangen.

(Bilder Seite 403, 404 u. 405.)

Der Weg, den wir in munterer Gesellschaft gehen, führt durch lichten Wald; da raschelt es plötzlich dicht vor uns in dem Laub, welches, unter üppigem Gebüsch verborgen, den Boden bedeckt. „Es wird doch keine Schlange sein!“ ruft erschrocken die Dame, die voraus geht, und zieht zögernd den schon erhobenen Fuß wieder zurück, mit ängstlichen Blicken das verdächtige Gebüsch zu ihrer Seite musternd.

„Und wenn dem so wäre, meine Gnädige; Kreuzottern kommen hier glücklicherweise nicht vor, und vor einer unschuldigen Ringelnatter werden Sie sich doch nicht fürchten?“

„O doch, eine Schlange ist mir etwas Entsetzliches.“ Das Gespräch wird unterbrochen, denn einer unsrer jungen Begleiter, ein eifriger Sammler jeden heimischen Getieres, erscheint und hat wirklich glücklich, dem raschelnden Geräusch nachgehend, eine stattliche Ringelnatter erbeutet; triumphierend zeigt er das Tier, das sich um seine Hand geschlungen hat und, den Kopf nach allen Seiten drehend, lebhaft züngelt. Erschreckte Rufe aus dem Munde der Damen werden laut. Die alte, im ersten Buch Moses für alle Zeit verbrieft Feindschaft zwischen den Töchtern

Evas und den Nachkommen jener gleißnerischen Ratgeberin im Garten Eden findet ihren Ausdruck in einer instinktiven Abneigung gegen dieses kriechende Getier, und wie eine biblische Reminiscenz klingt der warnende Zuruf: „Nehmen Sie sich in acht, sie wird Sie gewiß noch stechen!“

Stechen? Kann denn eine Schlange stechen? Wohl besitzen alle Schlangen ein stattliches Gebiß, auch die unschädlichen unter ihnen vermögen bestig zu beißen, wenn gleich ihr Biß für den Menschen keine schlimmen Folgen hat, allein sich durch Stechen ihres Feindes erwehren zu können, ist ihnen von der Natur versagt. Die feine, tiefgepalte Zunge, die blühschnell in wechselndem Spiel herausgeschleut und wieder zurückgezogen wird und nach allen Seiten hin tastet, hat wohl diese falsche Vorstellung erzeugt. „Aber dieses eklabste Kreischen auf dem Boden“, „und diese abscheuliche lange Gestalt ohne Füße“, „und es giebt doch auch giftige Schlangen“ — so tönt es wirr durcheinander.

Wir wollen auch keineswegs Propaganda dafür machen, Schlangen als besondere Lieblinge zu erklären, und möchten niemand raten, auf den Schlangenfang auszugehen, ohne genaue Kenntnis der einheimischen Arten; mit langem



Klapperschlange.

anzuhören, da sie in jedem Augenblick zu entgleisen befürchteten. Allein Edison schüttelte mit verächtlichem Lächeln den Kopf; mit jener wilden Freude, die der Ingenieur fühlt, wenn er ein Erzeugnis seines Geistes erstmals arbeiten sieht, trieb er die Maschine zu immer höheren Leistungen an, bis sie ihr Aeußerstes geleistet hatte, dann erst brachte er sie zum Stillstand. Noch zitternd entließen die Herren schleunigst dem Ungetüm und machten sich ungesäumt aus dem Staube. Edison aber freute sich diebisch, daß er den Dummköpfen, die nichts von der Elektrotechnik verstanden und, um ihr Geld besorgt, gekommen waren, ihn zu kontrollieren, diesen Streich gespielt und solchen Schrecken eingejagt hatte.

Fr. A.

Auf Kerguelenland ist für die deutsche Südpolarexpedition (vergl. Heft 7) eine Zweigstation errichtet worden, in der während der ganzen Dauer der Expedition drei Gelehrte meteorologische und erdmagnetische Beobachtungen vornehmen sollen. Die übrigen Teilnehmer beginnen mit dem „Bau“ von dort ihre eigentliche Erforschung antarktischen Gebiets, und jenes öde Felsenland, das den Stützpunkt und die sichere Rückzugslinie der ganzen Unternehmung darstellt, bietet somit gegenwärtig ein besonderes Interesse.

Siechtum oder gar dem Tod, wie der Biß der Kreuzotter beides wohl zu bringen vermag, wäre der größte Eifer zu teuer bezahlt. Aber es lohnt sich doch wohl, auch einmal eine Schlange näher zu betrachten und ihr auch ihren wohlverdienten Platz im großen Reigen der Lebewesen zuzuerkennen.

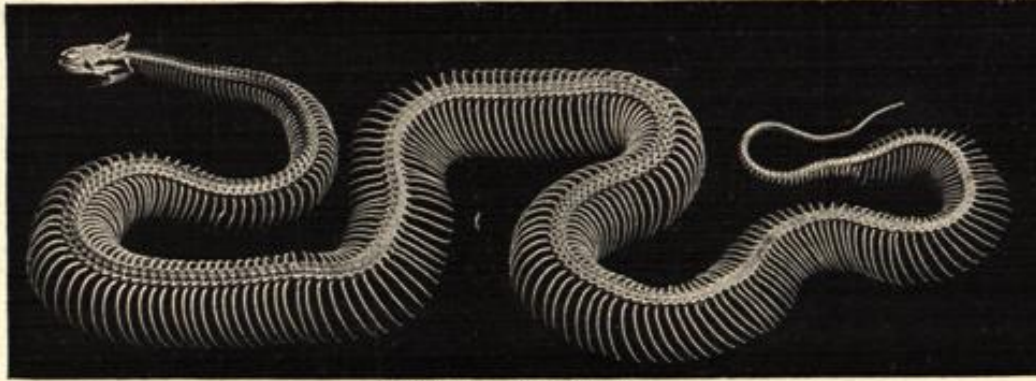
„Dieses ekelhafte Kriechen auf dem Boden.“ Ein vorurteilsloser Blick vermag nichts Ekelhaftes daran zu erkennen; im Gegenteil, in vollendet schönen Wellenlinien gleitet der schlankste Körper scheinbar mühelos über den Boden hin, sich dabei nicht minder rasch vorwärts bewegend; das Rascheln des Laubes, über welches der Weg geht, das leise Rischen der Grashalme, durch die das Kriechtier sich hindurchwindet, sind die einzigen Verräter seines Pfades. Das Rätsel, wie ein Tier auf dem festen Land sich ohne Füße fortbewegt, wird uns leicht gelöst, wenn wir ein zoologisches Museum besuchen und uns dort einmal ein größeres Schlangenskelett näher anschauen. Das ganze Skelett besteht nur aus Schädel, Wirbelsäule und Rippen, die an allen Wirbeln des Rumpfes angefügt sind, und je länger wir diesen graziosen Aufbau betrachten, um so mehr begreifen wir des großen englischen Anatomen Huxley Wort, ein Schlangenskelett sei das schönste anatomische Präparat, welches man

mahlzeit beizuwohnen. Die Ringelnatter, die wir von unsrer Exkursion mit nach Hause gebracht, hat sich rasch in ihrem neuen Heim eingewöhnt. Sie, die in der deutschen Sage eine bevorzugte Rolle spielt — haben sich doch die gelben Seitenflecken am Halse im sinnigen Märchen

Kopf ausgezeichneten Hornviper, aber sie alle stehen zurück an Bedeutung gegen ihre Verwandten in den Tropen, gegen die Klapperschlange Nordamerikas, die Längenschlange der Antillen, den Buschmeister Südamerikas, die Cobra de Capello Indiens, die Puffotter Afrikas und wie sie alle heißen. Diese gewaltigen Giftschlangen bilden eine wahre Geißel der Menschheit, ihr Biß ruft meist unabwendbar den Tod hervor, oft schon nach wenigen Minuten, und mit Zug und Recht hat die zoologische Nomenklatur für die einzelnen Gattungen der Giftschlangen u. a. die Namen der drei Parzen Klotho, Lachesis, Atropos verwendet, denn in Indien allein wird die Zahl der Menschen, deren Lebensfaden jährlich durch den Biß giftiger Schlangen zerschnitten wird, auf 20 000 beziffert.

Von der Klapperschlange, die wir auch unter unsern Abbildungen finden, wird erzählt, daß sie vor dem Angriff ihr Opfer durch Klappern warne; doch ist dies eine der Fabeln,

wie sie sich so zahlreich an bekannte und besonders gefährliche Tiere knüpfen. Der Schwanz endet bekanntlich mit einer Anzahl sehr leicht beweglicher, ineinander steckender Hornringe, welche bei Bewegungen des Schwanzes ein rasselndes Geräusch hervorrufen, und jede Erregung der Schlange, wie sie natürlich auch einem Angriff auf Beute vorhergeht, äußert sich in zitternder Bewegung des Schwanzes.



Skelett der Riesenschlange.

zum glänzenden Krönlein umgewandelt —, scheut am wenigsten die Nähe des Menschen und gewöhnt sich rasch an die Gefangenschaft. Während oft Schlangen viele Wochen hungern, nimmt sie bald Nahrung an. Der Frosch, der breit auf einem Stein des Terrariums sitzt, erregt die Aufmerksamkeit der Schlange, die in dem geräumigen Kasten die Hauptrolle spielt. Ein leises Vorwärtsgleiten des ganzen Körpers, ein plötzliches Vorschneiden des Kopfes, und sie hat ihr bellagenswertes Opfer mit den scharfen Zähnen gepackt. Nun beginnt ein grausames Schauspiel. Die Ausdehnungsfähigkeit der Haut und vor allem die lose Verbindung der beiden Hälften des Unterkiefers gestattet eine ungemeine Erweiterung des Rachens, und so wird der arme Frosch bei lebendigem Leib allmählich verschlungen; indem die spitzen Zähne sich immer mehr nach vorn einhaken, wird allmählich unter großen Anstrengungen die ganze Beute hineingewürgt. Schier unfähig, sich zu rühren, liegt die Schlange nach einer solchen Mahlzeit da und verdaut.

Andere Schlangen verfahren anders bei der Gewinnung ihrer Beute; eine unsrer Abbildungen zeigt uns die in Amerika heimische Schwarzschnake, ein stattliches Tier von fünf und mehr Fuß Länge, für die allerdings der Frosch, auf den sie unverkennbare Absichten hegt, nur ein bescheidener Bissen sein wird. Statt ihn jedoch, wie es die Ringelnatter thut, mit raschem Griff am Kopf oder an den Beinen zu erwischen, schlingt sie in blitzschnellen Windungen ihren Körper etwa dreimal um ihr unglückliches Opfer; in gleicher Weise verfährt u. a. die große Riesenschlange, die bekannte Boa constrictor, die daher ihren Artnamen hat, und unter unsern einheimischen Schlangen die zornesmutige, in Farbe und Gebaren an die Kreuzotter erinnernde und so oft mit ihr verwechselte Jocknatter, deren Nahrung Eidechsen bilden. Die fest zusammengezogenen Leibesringe der Schlange brechen die Rippen des gefangenen Tieres, welches in der eisernen Umschlingung erstickt; giebt das Opfer kein Lebenszeichen mehr von sich, so löst die Schlange die Ringe, welche sich in tiefen Furchen auf dem Körper der Beute abzeichnen, und macht sich dann erst daran, ihren Gang zu verschlingen. Selten mißlingt einer Schlange ihr Angriff, ja auffallenderweise bleibt ihr Opfer, wenn es seinen Todfeind erblickt, oft ganz starr sitzen, ohne einen Fluchtversuch zu machen, und leicht erklären sich so die mannigfachen Erzählungen vom lähmenden, faszinierenden Blick des leuchtenden Schlangenauges, aber ebenso sicher ist es, daß des öfteren auch ein Frosch, sobald er eine Schlange erblickt, mit ängstlichem Quaken und gewaltigen Sprüngen seinem Schicksal zu entfliehen sucht.

Die eigentliche Heimat der Schlangen sind die tropischen Länder; je weiter wir schon in Europa nach Süden gehen, um so mehr Arten begegnen wir, und in Indien, in Afrika und den wärmeren Teilen Amerikas entwickeln diese Kriechtiere häufig zugleich eine Farbenpracht, mit der unsre in dunkeln Tönen gefärbten Schlangen nicht zu wetteifern vermögen. Abwechselnd korallenrot und tiefschwarz gefärbte Ringe schmücken beispielsweise die Brunlottern, in gefälliger Weise heben sich bei der Donner- und Blitzschlange Amerikas dunkle Flecken auf lichthem Grunde ab, während ihre Landsmännin, die rotbauchige Wasserfischschlange, einen roten Bauch habe.

In den Tropen und Subtropen haben zugleich die Giftschlangen ihre größte Entwicklung erreicht. Wohl befindet sich auch Deutschland in der Kreuzotter eine Giftschlange, die schon manchen monatelangen Kranksein gebracht, ja auch manches blühende Leben schon vernichtet hat, und im Süden Europas begegnen wir der Aspisviper und Sandviper, in den nordafrikanischen Wüstengebieten der durch zwei hornartige Erhebungen auf dem



Schlangenrippe.



Giftapparat der Klapperschlange.

Unsre Abbildungen geben uns einen klaren Begriff von dem Giftapparat einer Giftschlange. Im Oberkiefer stehen zwei mächtige hakenförmige Zähne, sie haben einen inneren Kanal, der an der Zahnschmelze mit einer schließförmigen Oeffnung nach außen mündet; an ihrem oberen Ende stehen die Zähne mit einer sackförmigen Drüse, die eine Flüssigkeit, das Gift, enthält, in Verbindung. Für gewöhnlich liegen die Zähne am Rachen angedrückt; erst im Moment des Beißens richtet die Schlange ihre furchtbaren Waffen auf, um sie mit unfehlbarer Sicherheit in das einzu- bei zu- die Gift- fließt das Zahn in Erst gehen-

Fleisch ihres Opfers schlagen; indem hier gleich ein Druck auf drüse ausgeübt wird, Gift durch den hohlen die Wunde, neuerdings sind ein- dere Untersuchungen



Schwarzschnake.

sehen könne. Es fehlt ihm völlig das Brustbein, welches bei andern Wirbeltieren zum Ansatz der unteren Rippenenden und dadurch zur Bildung eines mehr oder weniger umfangreichen Brustkorbes dient. Bei den Schlangen enden die Rippen frei in der Rumpfwand, und mit diesen freien Enden der beweglichen Rippen stimmt sich die Schlange gegen die Unterlage und kriecht auf diese Weise fort, wobei sie zugleich durch schlängelnde Bewegung der Wirbelsäule unterstützt wird.

Wir benutzen die Gelegenheit, die uns in dem zoologischen Museum gegeben wird, um zugleich auch das Gebiß einer Schlange einmal näher anzuschauen, was bei einem Skelett immerhin einfacher zu bewerkstelligen ist als bei der zahmsten und unschädlichsten lebenden Schlange. Wir haben den Schädel einer unschädlichen Schlange in der Hand und staunen über den Reichtum an Zähnen; nicht nur in beiden Kiefern des Schädels stehen die hakenförmig nach hinten gekrümmten Zähne, sondern auch andre Kopfknochen: Gaumenbein, Flügelbein, Zwischenkiefer sind von ihnen besetzt, und hat die Schlange das Unglück, einmal einen Zahn auszuberechnen, so ist rasch wieder für Nachwuchs gesorgt. Kein Wunder, daß die einmal gefasste Beute einer Schlange auch ohne Nachhilfe mit Gift schwer wieder aus dem Rachen entkommt.

Wir haben vielleicht Gelegenheit, einer Schlangen-



Donner- und Blitzschlange.

über die Natur dieses gewaltigen Giftes angestellt worden, ohne daß bereits nach jeder Richtung hin Klarheit gewonnen ist, und ebenso wenig ist es bis jetzt gelungen, ein unfehlbar wirkendes Gegenmittel zu finden. Instinktiv scheinen manche Naturvölker ein Mittel entdeckt zu haben, dessen theoretisch erkannten Wert die medizinische Wissenschaft erst in unsern Tagen in höherem Maße in die Praxis überzuführen bemüht ist, indem vielfach angegeben wird, daß Einimpfungen mit getrocknetem Schlangengift gegen frische Bisse schützen.

Während ein Teil der Giftschlangen, unter diesen die Klapperschlange, die beschriebenen hohlen Giftzähne hat, findet sich bei andern am Giftzahn statt eines vom Zahn umschlossenen Kanals nur eine hohle Rinne, durch die das Gift aus der Drüse in die Wunde läuft. Daß dieser Giftzahn nicht minder gefährlich ist, dafür genügt uns die Brillenschlange als Beispiel. Cobra de capello (Guttschlange) nennen die romanischen Sprachen diese Schlange wegen ihrer Fähigkeit, den Hals flach auszudehnen, den Namen Brillenschlange führt sie bei uns, weil hierbei eine entfernt brillenähnliche Zeichnung auf dem Nacken besonders scharf zu Tage tritt. In zwei Arten ist die Gattung vertreten, die eine in Indien, die andre in Afrika heimisch, beide Arten aber spielen seit alters eine Rolle als Objekt herumziehender Gaukler und ähnlichen fahrenden Volkes. Wohl brechen die „Zauberer“ häufig ihren Schülern die



Rotbauchige Wasserschlange.

Die Malaria und ihre Bekämpfung.

Von

Medizinalrat Dr. Dornblüth.

Als ich vor etwas mehr als fünfzig Jahren in die ärztliche Praxis eintrat, brachte ich aus Pfeuffers Klinik in Heidelberg die Kunst mit, dem Wechselfieber durch eine oder zwei kräftige Gaben von Chinin ein rasches Ende zu bereiten. Das Mittel wurde zwar ziemlich allgemein angewendet, aber in so kleinen Gaben, daß die Krankheit sich endlos hinschleppte und die Fieberkranken allmählich nicht viel weniger elend wurden, als wenn sie ohne Behandlung geblieben wären. Seit jener Zeit sind die Wechselfieber oder kalten Fieber — die mit starkem Frost anfangen, worauf große Hitze und Schweiß folgt und dann so lange Wohlbefinden eintritt, bis nach zwei Tagen, manchmal auch schon nach einem, oder erst nach vier Tagen ein neuer gleicher Fieberanfall folgt — in Deutschland sehr viel seltener geworden, weil mit der Austrocknung von Sümpfen und Wasserlächern, mit der Verhütung von Ueberschwemmungen und dergleichen mehr die Bildung jener Sumpfluft, die man nach alter Erfahrung als Ursache dieser Fieber ansah, mehr und mehr verhindert wurde.

Andre Länder aber, wo die Bodenkultur weniger rasche und große Fortschritte machte, und wo eine heißere Sonne die

Entwicklung der krankmachenden Sumpfluft in ganz andern Maße befördert als in unserm kühleren Norden, litten und leiden noch weit schlimmer unter jenem Uebel, das, als Sumpffieber, als Tropenfieber, in Italien schlechtweg als böse Luft, Malaria, bezeichnet, Einheimische und Fremde mit verderblicher Heftigkeit befällt, Urbarmachung und Befriedelung oft unmöglich macht und noch heute der Kolonisation der tropischen

Niederungen die größten Hindernisse bereitet. Hier nämlich handelt es sich nicht bloß um rasch vorübergehende Fieberanfälle, sondern um schweres, zu jeder Arbeit untauglich machendes Siechtum, gar oft sogar um rasch tödende Krankheit, deren Name febris perniciosa, verderbliches oder tödliches Fieber, deutlich die Gefahr bezeichnet, die das Eindringen in solche Fiebergegenden bereitet.

Das Chinin er-

weist sich zwar hilfreich; es verhütet die Wiederkehr der Fieberanfälle und wirkt auch in gewissem Grade als vorbeugendes Schutzmittel. Aber wie wenigen von einer ganzen dem Fieber ausgelegten Bevölkerung kann es gereicht werden! Und mit jeder Wiederkehr der heißen Jahreszeit, wo die Wasser verdunsten und aus den trocknenden Sümpfen die Malaria sich erhebt, kommt das Fieber wieder und vergiftet schon in den Kindern jede neue Generation. Auch die gegen manche andre gefährlichen Volkskrankheiten so hilfreiche Affianierung, die Keimlichkeit, die Wasserversorgung, die Austrocknung der Sümpfe, die Anpflanzung angeblich schutzbringender Pflanzen, wie des einst hochgerühmten Eufalyptus, wirken viel zu langsam, wenn überhaupt. Selbst bis in die neueste Zeit erwies

einzig die Vermeidung der Fiebergegenden, die Flucht in sumpffreie, höherliegende Gebiete sich als schützend. Italienische Ärzte schildern ergreifend das Elend der Bewohnerschaften solcher Landstriche, wie der römischen Campagna, der Ebene von Salerno, der lombardischen Reisfelder und anderer mehr, nicht zu gedenken der pontinischen Sümpfe, die mit großen Mitteln und kleinen Erfolgen gesund gemacht werden sollen. Nur eins bleibt übrig: die Flucht aus den gefährlichen Gegenden! Da flüchten die Bewohner ganzer Ortschaften mit oder vor dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit; Eisenbahnbeamte verlassen die Fieberstationen mit dem letzten Abendzuge und kehren morgens mit dem ersten Zuge zurück; diejenigen aber, die Nachtdienst haben, können es kaum einen bis zwei Monate aushalten, bis sie elend und siech, an Körper und Geist gebrochen, in gesunder Gegend Genesung und Erholung suchen, aber keineswegs immer finden.

Erst die Entdeckung der Bazillen als Krankheitsursache hat die Erkennung der eigentlichen Fieberursache angebahnt und damit einen Weg zu ihrer erfolgreichen Bekämpfung angedeutet. Bazillen solcher Art sind freilich vergeblich gesucht worden. Aber man fand — seit kaum zehn Jahren — dank der unendlich verbesserten Mikroskope und Untersuchungsmethoden, im Blute der Fieberkranken eigentümliche Körperchen, so klein, daß sie innerhalb der roten Blutkörperchen wohnen und sich entwickeln, Schleimklümpchen oder zellenartige Plasmodien, der niedersten Tierklasse, den Amöben, zuzuzählen, die durch in ihnen enthaltene und frei werdende Körperchen so schnell sich vermehren, daß sie nach kurzer Zeit zahlreich in jedem Bluttröpfchen gefunden werden. Das Freiwerden dieser neuen Körperchen bedingt jeden Fieberanfall, und dadurch, daß es sie tötet, wenn es rechtzeitig gegeben wird, wirkt das Chinin fieberheilend.

Woher diese Plasmodien kommen, war bis in die neueste Zeit ganz dunkel, bis es den Bemühungen der Ärzte, namentlich unsers berühmten Robert Koch, der vergangenes Jahr von einer Reichsexpedition zur Erforschung der Malaria, die er nach Italien, Ostafrika, holländisch Indien und den deutschen Gebieten in Polynesien ausgeführt hat, heimgekehrt, gelang, eine Stechmückenart, nämlich die Anopheles, als Verbreiter der Plasmodien fieberkranken Tiere scheinen hienfest zu sein sich mit dem tigen Blut es auf andre das Fieber

zu erkennen. An Menschen — durchweg feu — beladen sie plasmodienhal — und übertragen Menschen. Denn kommt zur Zeit, wo diese Mücken sich entwickeln, in Italien z. B.



Brillenschlange.

Giftzähne aus oder lassen sie kurz vor der Produktion öfters nacheinander in ein Tuch beißen, damit die Giftdrüse sich entleert, aber trotzdem behält eine in Europa freilich nur selten zu sehende Produktion eines Schlangengauklers mit seinen Zöglingen genug des Aufregenden an sich.

Allen Schlangen scheint ein besonders ausgeprägter Sinn für Musik eigen; selbst unsre Ringelnatter verrät ihn; während durch die geöffnete Zimmertür die lauten Töne eines Chopinschen Walzers in den Hof dringen, kommt sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor, in sichtlich Aufregung ihren Vorderleib hin und her bewegend. Viel musikalischer aber ist ihre unter der Tropensonne herangewachsene gefährliche Verwandte. Kaum sind die Töne des Dudelsacks erklingen, so erhebt sich der „Nilwurm“, wie die afrikanische Brillenschlange auch genannt wird, in ihrem Korbstiller; der Nacken spreitet sich aus, und dem Takt der Musik folgend, pendelt der schmale Kopf hin und her.

Unsre Gedanken aber gehen weit zurück; von dem deutschen Wald und unsrer unschuldigen Ringelnatter, mit dem wir unsre Skizze begannen, sind wir ins Land der Pharaonen gelangt und erinnern uns der großen Königin, die den Tod der Schande vorzog, als auch ihr Reich unter den Tritten der römischen Legionen zusammenbrach. Einer Schlange war es damals beschieden, eine „historische Rolle“ zu spielen. Und bei den monotonen Weisen des Dudelsacks und den hypnotisierenden, gleichförmig rhythmischen Bewegungen der Schlange klingen uns fortwährend einschmeichelnd verführerisch die Worte Kleopatras ins Ohr:

„Dast du den art'gen Nilwurm mitgebracht, der tötet ohne Schmerz?“

L.



Dornvipet.

von Anfang Juni bis Ende September, und nur an Orten vor, wo jene Mücken sich finden. Selbst in den ärgsten Fiebergegenden bekommt niemand das Fieber, dem es gelingt, sich vor ihren Stichen zu schützen. Das geschieht durch Schutz der Wohnungen mittels Drahtnetzen, und der Personen, welche in Fieberjähren ausgehen müssen, besonders nachts, mit Schleiern, Handschuhen u. dergl. m. Von den Mitgliedern einer englischen Kommission, die sich allen Schädlichkeiten einer bösen Fiebergegend aussetzten, ohne andre Schutzmittel als die Verhütung der Mückenstiche durch die eben genannten Mittel, wurde kein einziges befallen, während ein junger Arzt in London, der sich von zu diesem Behuf aus Italien dorthin geschickten Mücken stechen ließ, alsbald an Fieber erkrankte und die Fieberplasmobien in jedem Blutstropfen aufwies, obgleich er sich weder der Sumpfluft noch einer der sonst gefürchteten Schädlichkeiten ausgesetzt hatte.

Infolge dieser Entdeckungen haben italienische Ärzte, besonders Celli und Grazi, einen erfolgreichen Kampf gegen die Malaria begonnen, indem sie die fieberkranken Menschen mit Chinin energisch behandelt haben, bis ihr Fieber vollständig getilgt und den Mücken die Zufuhr des giftigen Blutes entzogen wird, und indem sie weiter die Mücken selbst in ihren Schlupfwinkeln und Brutstätten vertilgten. Dies geschieht durch Ueberfluten der Sümpfe und Lachen, wohin sie ihre Eier absetzen und wo ihre Larven sich entwickeln, mit Petroleum, sowie durch Ausstreuen mückentötender Pflanzenteile (vorzüglich frische Chrysanthemumstängel). Und siehe da: in den solchermaßen geschützten Orten sind die Fieber verschwunden, haben die Bewohner ein frisches, blühendes Aussehen gewonnen, und sind durch Vermeidung der Krankheit und ihrer Kosten zu einem gewissen Wohlstand gelangt, — alles dies in auffallendem Gegensatz zu den nicht geschützten Orten.

Dank und Ehre diesen Forschern und Ärzten, deren Erfolge auch für unsere tropischen Kolonien gute, wenn auch nicht so rasch eintretende Wirkungen verheißen.

Nicht unerwähnt soll übrigens bleiben, daß im Gegensatz zu den vorstehend entwickelten Anschauungen über Malaria Dr. C. Schwalbe in Los Angeles (Kalifornien) in einem neuerdings erschienenen Werke unter Berufung auf seine langjährigen persönlichen Erfahrungen die Theorie aufstellt, es handle sich bei der Malaria keineswegs um organisierte Krankheitserreger, sondern lediglich um die Folgen von Gasvergiftung. Solche giftigen Gase entwickeln sich in sumpfigen Gegenden oder bei der Gärung gewisser Pflanzen. Die Symptome der Vergiftung zeigen sich in Veränderung des Blutes und der Blutzellen, und zwar sollen diese dadurch Formen annehmen, die man bisher als niedere Lebewesen aufzufaßte. Dr. Schwalbe hat bei Tieren durch Einatmung und Einspritzung von Kohlenoxydsulfit der Malaria ähnliche Erscheinungen zu erzeugen versucht, und seine Angaben werden jedenfalls die Aufmerksamkeit der übrigen Malariaforscher erregen und einer genauen Prüfung unterzogen werden.

Andererseits hat der amerikanische Major Ross den Plan gefaßt, eine förmliche Armee unmittelbar zur Vertilgung der Moskitos, deren Stiche nach Ross die Malaria von Mensch zu Mensch übertragen, aufzubieten, um einen Feldzug gegen sie zu eröffnen. Ross glaubt nämlich nach seinen Erfahrungen, es würde viel schwerer ausführbar sein, in den Tropen alle Bewohner nach Ross Anweisung derartig mit Chinin zu füttern, daß sie die Infektion überwinden, und alle Erkrankten zu isolieren, als die verderblichen Moskitos überhaupt zu vernichten. In welcher Weise aber immer auch der angestrebte Erfolg erreicht werden mag, jedenfalls wird mit dem Gelingen der Malariaabekämpfung eine furchtbare Gefahr für die Menschheit glücklich überwunden sein.

Heimweh.

Roman

von

Reinhold Ortman.

Fünftes Kapitel.

Aber, Mama — um Gottes willen, wie siehst du aus! Was ist dir denn widerfahren?" Elfe hatte es in aufrichtiger Bestürzung gefragt, indem sie der Eintretenden entgegenlief. Aber Frau Flemming schob sie fast heftig zur Seite und ließ sich schwer atmend in einen Sessel fallen. Erst jetzt schien sie Hermann Artners Anwesenheit wahrzunehmen; aber sie gewann es noch nicht über sich, ihm das gewohnte verbindliche Nicken zu zeigen.

"Guten Tag, Herr Doktor! Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht ganz in der Gewalt habe. Aber diese schreckliche Neuigkeit hat mich gar zu unerwartet getroffen."

"Eine schlimme Neuigkeit, gnädige Frau? Darf ich fragen —"

"Sie wissen es also noch nicht? Doktor Dallwig hat sich in dieser Nacht erschossen. Denke dir, Elfe: unmittelbar nach der Heimkehr von unserm Diner!"

Doktor Artners hatte keine Sympathien für den Rechtsanwalt gehabt; aber diese Kunde traf ihn doch wie ein Schlag ins Gesicht.

"Erschossen?" wiederholte er. "Mein Gott, das ist ja beinahe undenkbar! Wir legten einen großen Teil unsers Nachhauseweges gemeinsam zurück, und er schien in der allerbesten Stimmung."

"Er war es ja auch hier. Den Einsturz des Himmels hätte ich eher für möglich gehalten als eine solche Katastrophe. Was sagst du dazu, Elfe? Ist es nicht entsetzlich?"

"Gewiß, Mama, es ist sehr traurig! Aber daß du so aufgeregt darüber bist — er war uns doch schließlich ein Fremder."

Ueberrascht blickte Hermann auf das junge Mädchen. So kühl und gleichmütig hatte sie es gesagt, als handle es sich um jemand, den sie nie gesehen. Und mit derselben sicheren Gewandtheit, die er dorthin so sehr bewundert hatte, hantierte sie wieder am Theatrischen. Die warnenden Worte des unglücklichen Rechtsanwalts kamen ihm wieder in den Sinn, und eine Empfindung des Unbehagens, die seltsam mit seiner kaum verräucherten Glückseligkeit kontrastierte, regte sich in seinem Herzen.

"Er muß es also in einem plötzlichen Anfall von Geistesstörung gethan haben," sagte er. "Denn es gab für ihn doch wohl kaum eine zwingende äußere Veranlassung zu einem so verzweifelten Schritt."

Frau Flemming zauderte ein wenig, und es klang dann merkwürdig bekommen, als sie erwiderte:

"Es heißt, daß er vollständig verschuldet war und daß ihm wegen seiner Beteiligung an verschiedenen unsauberen Gründungen ein ehrenrühriges Verfahren drohte. Aber das ist vielleicht nur müßiges Gerede."

"Warum sollte es nicht wahr sein?" warf Elfe ein. "Ich hatte immer ein ausgeprägtes Mißtrauen gegen diesen Doktor Dallwig. Und du weißt, Mama, wie ungern ich ihn in unserm Hause sah. Ohne eine sehr triftige Ursache wird er gewiß nicht zur Pistole gegriffen haben."

"Nun, wie es auch sein mag, jedenfalls ist es für uns über die Maßen peinlich," sagte Frau Flemming, die noch immer ihre Haltung nicht völlig wiedergewonnen hatte. "Die Zeitungen werden natürlich eine große Sensationsaffäre daraus machen. Und es wird überall zu lesen sein, daß er seinen letzten Abend in meinem Hause zugebracht hat."

"Nun — und was weiter? Kann man uns verantwortlich machen für die Thorheiten oder die Verbrechen, die unsre Gäste begehen? Ich verstehe wirklich nicht, Mama, was dich dabei so sehr beunruhigen kann."

Eine etwas unförmlich scharfe Mahnung war in Elses letzten Worten gewesen. Aber als ihr Blick in diesem Moment zufällig das erstaunte Gesicht des Doktors streifte, änderte sie sofort ihr Benehmen.

"Und möchtest du mir nicht vor allem erlauben, dir deinen Hut und den schweren Mantel abzunehmen?" fuhr sie sehr lebenswürdig fort. "Du siehst so echauffiert aus, arme Mama!"

Während sie ihr behilflich war, berührten ihre Lippen leicht die Wange der Mutter. Dann trug sie die abgelegten Kleidungsstücke hinaus, und als sie nach wenig Sekunden wieder eintrat, schien Doktor Dallwigs Selbstmord für sie eine vollständig abgethane Sache.

"Auch ich habe eine Neuigkeit für dich, liebste Mama — aber zum Glück eine erfreuliche. Wir werden das Vergnügen haben, eine sehr interessante Bekanntschaft zu machen. Denke nur: Doktor Artners Bruder ist nach fünfzehnjähriger Abwesenheit gestern ganz unerwartet zurückgekehrt. Und mit einer reizenden jungen Frau, von der mir der Doktor während der letzten halben Stunde schrecklich viel vorgeschwärmt hat. Er hat mir versprochen müssen, sie uns recht bald zuzuführen, und ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich auf sie freue."

Es war, als hätte Frau Flemming zugleich mit ihrem Pelzmantel auch ihre Aufregung abgestreift. Sie war jetzt wieder ganz die beherrschte und gemessene lebenswürdige Frau von Welt, als die Hermann Artners sie bisher kennen gelernt. Nur ein eigentümlich gespannter Zug in ihrem Gesicht und ein gelegentliches Zucken ihrer Mundwinkel verriet, daß ihre äußere Ruhe nur eine Maske sei.

"Gewiß — es wird uns sehr angenehm sein," sagte sie höflich. "Ihr Herr Bruder war weit von hier entfernt?"

"Allerdings, gnädige Frau! Er lebte seit seinem einundzwanzigsten Jahre in Apia auf Samoa."

Mit einer hastigen Kopfbewegung wandte die Witwe sich ihm zu.

"Auf Samoa? Was Sie sagen? Das ist in der

That außerordentlich interessant. Und seit fünfzehn Jahren?"

"Ja. Eine unbezwingliche Wanderlust ließ ihm nach dem Tode unsrer Eltern keine Ruhe mehr hier in Deutschland. Es war ein nicht geringes Wagnis; aber er hat glücklicherweise keine Ursache gehabt, es zu bereuen."

Er ist nämlich als Teilhaber der Firma Rodenberg zurückgekehrt, Mama," ergänzte Elfe mit einem gewissen Nachdruck. Aber Frau Flemming hatte es allem Anschein nach trotzdem überhört. Sie sah ein paar Sekunden lang ins Leere, als ob sie im Kopfe irgend eine Berechnung anstellte. Und dann wandte sie sich mit viel größerer Wärme als zuvor an den Besucher:

"Sie müssen ihn bei uns einführen, lieber Herr Doktor! Unter allen Umständen müssen Sie es thun. Ich erwarte es als einen Beweis Ihrer Freundschaft."

"Mein Bruder wird so viel Liebenswürdigkeit gewiß nach Gebühr zu schätzen wissen, gnädige Frau!"

"Und Sie müssen ihn uns bald bringen — recht bald! Ohne alle steifen Förmlichkeiten! Ich weiß, die Herren Ueberseer sind keine Freunde von dergleichen."

Hermann war ein wenig überrascht von der Dringlichkeit dieser Einladung, die weit über die konventionellen Höflichkeitsformen hinausging. Aber er konnte sich davon nur angenehm berührt fühlen, da sie ja den Wünschen entgegenkam, die er für die Anbahnung eines herzlichen Freundschaftsverhältnisses zwischen Elfe und seiner Schwägerin hegte. Dazu, auch Frau Flemming über Timas Herkunft aufzuklären, fand er für jetzt keine Gelegenheit mehr. Denn das Dienstmädchen meldete den Besuch zweier dem Hause befreundeter Damen. Und nach ihrem Eintritt wandte sich das Gespräch sofort wieder dem großen Ereignis des Tages, dem Selbstmord des Doktor Dallwig, zu.

Die Witwe vermochte sich jetzt mit vollkommener Ruhe darüber zu äußern; aber die Unterhaltung bewegte sich bald so ganz in den Bahnen des allergewöhnlichsten Klatsches, daß dem Doktor seine Zuhörerrolle von Minute zu Minute peinlicher wurde und daß er sich zum Aufbruch erhob, sobald es schicklicher Weise geschehen konnte. Frau Flemming verabschiedete ihn überaus freundlich. Und wenn ihm auch Elfe unter den beobachtenden Blicken der Besucherinnen weder in Worten noch in Mienen ein Liebeszeichen geben konnte, so sagten ihm doch der Druck ihrer Hand und die glühenden Goldpünktchen in ihren Augen alles, was ihre Lippen ihm verschweigen mußten.

Er ging. Und als ihn unten wieder das geschäftige Straßentreiben umwogte, da war ihm zu Sinn, als wäre das große Erlebnis der letzten Stunde nichts andres gewesen denn ein holder, wunderlicher Traum, aus dem er nun in der kalten Winterluft plötzlich wieder zur nüchternen Wirklichkeit erwacht sei. Er flüchtete sich auf die menschenleere Promenade längs des Flußufers, um für eine kleine Weile allein zu sein mit seinen Gedanken. Aber das köstliche Glücksgesühl, das ihn berauscht hatte, während er Elfe Flemming in seinen Armen hielt, stellte sich trotz der Einsamkeit in seiner vorigen Fülle und Reinheit nicht wieder ein.

Er liebte sie — gewiß! Wie hätte es ihm in den Sinn kommen können, daran zu zweifeln. Aber er war seinen Grundsätzen, seinem wohlwollenden Entschlusse untreu geworden, als er es ihr in einem selbstvergessenen Augenblick verraten. Und es mochte das Bewußtsein dieser unmännlichen Schwachheit sein, das jetzt bei der Erinnerung an jene seligen Minuten keine ungemischte Freude in seinem Herzen aufkommen ließ. Er konnte die seltsame Bitterkeit nicht los werden, die auf seiner Seele lag wie der Druck eines vergangenen Unrechts oder die Vorahnung eines kommenden Unglücks. Und zudem drängte sich in seine Gedanken immer wieder das Bild jenes unglücklichen Rechtsanwalts, dem er mit seinem heutigen, entscheidungsschweren Besuch im Flemmingischen Hause hatte Trost bieten wollen.

"Pah — wohl dem, der es hinter sich hat!" hörte er ihn mit etwas schwerer Zunge und satirisch verzogenen Lippen sagen. Und ein frostiges Erschauern ging ihm über den Rücken, als er daran dachte, aus welcher Stimmung heraus der Mann diese wegwerfende Aeußerung über den Wert des Lebens gethan haben mochte.

Und dann jenes andre unselige Wort, jener freundschaftliche Rat:

"Lassen Sie sich nicht zu tief mit den Flemmings ein, mein lieber Herr Doktor! Es würde für Sie kaum etwas Besseres dabei herauskommen als bittere Enttäuschung!" Wie ganz anders klang es ihm jetzt in der Seele nach — jetzt, da er wußte, daß der Mann, der es gesprochen, ein Sterbender gewesen war! Warum nur hatte er ihm nicht heftig entgegnet! Warum hatte er nicht auf der Stelle eine Erklärung von ihm verlangt, die ihn all der quälenden Zweifel überhoben haben würde, von denen er sich jetzt heimgesucht fühlte! Nun war es zu spät, und der Mund des Warners war

auf ewig geschlossen. Ob es nur ein durch nichts begründeter persönlicher Groll gewesen war, der aus ihm gesprochen, nur die boshafte Freude am Verhehen und Verleumden — jetzt gab es keine Möglichkeit mehr, es zu ergründen. Der bohrende Stachel hatte sein Gift verspritzt, und Hermann Artner fühlte es in seinem Fleische brennen, wie oft er auch das liebevolle Bild des teuren Mädchens zu Hilfe rufen mochte, um über dem Bewußtsein seines gleichsam vom Himmel gefallen Glückes das fatale Ragen zu vergessen.

Von zwiespältigen Empfindungen gepeinigt und bitter unzufrieden mit sich selbst, schlug er nach kurzer Wanderung durch die dunklen verschneiten Ballanlagen den Rückweg ein nach der inneren Stadt, um das mit seinem Bruder verabredete Stellbuchein nicht zu versäumen. An einer Anschlagssäule blieb er stehen, denn sein Blick war von ungefähr auf das vom Licht einer Straßenlaterne hell beschienene Plakat des Urania-Theaters gefallen. Und ohne besonderes Interesse, nur um seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben, überflog er das Personenverzeichnis.

„Ellnor, eine Waise — Elfriede Anders.“ las er gleich an der zweiten Stelle. Und ohne daß er sich hätte erklären können, wie es zugegangen war, fühlte er in diesem nämlichen Moment für die unbekannte Tochter des unbekannten Bernhard Vornsen eine mitleidige Teilnahme, von der er vorher während seiner Unterhaltung mit Fräulein Dorette kaum irgend etwas verspürt hatte. Er dachte an Kols Erzählung von dem lieben Kindergeßichtchen, in das er ganz verliebt gewesen sei, und er stellte im Weitergehen allerlei Vermutungen darüber an, wie das verwaisete Tochterchen des abenteuerlustigen Samoapflanzers aus der Obhut des sittenstrengen Fräulein Breul auf die Bretter der Vorstadtbühne gelangt sein mochte.

Er hatte sich nur um wenige Minuten verspätet; aber Kolf und Luima erwarteten ihn bereits im Beschluszimmer des Hotels. Seine junge Schwägerin lächelte ihm freundlich entgegen; aber als er ihr, der in seinen Kreisen herrschenden Sitte gemäß, die Hand küssen wollte, zog sie sie verlegen zurück.

„Was fangen wir nun an?“ fragte Kolf, der wie immer in der heitersten Stimmung war. „Ich fühle mich gerade aufgelegt, irgend etwas recht Kärrißches zu unternehmen.“

Hermann wußte nicht recht, ob er mit Rücksicht auf Luima einen Theaterbesuch vorschlagen dürfe, und da sie den Wunsch äußerte, noch einmal auf ihr Zimmer zu gehen, um die dort vergessenen Handschuhe zu holen, benutzte er zunächst ihre kurze Abwesenheit, um dem Bruder über das Ergebnis seines Besuches bei Fräulein Dorette Breul zu berichten. Dantbar schüttelte ihm Kolf die Hand, denn es bereitete ihm ersichtlich große Freude, daß die Gesuchten gefunden waren.

„Das ist ja ganz prächtig,“ sagte er. „Und nun weiß ich auch, was wir jetzt unternehmen. Wir gehen ins Urania-Theater, um uns Bernhard Vornsens Tochter anzusehen.“

„Aber es ist eine Vorstadtbühne bescheidenster Gattung,“ wandte Hermann bedenklieh ein. „Und wenn ich nicht irre, giebt man irgend ein schauderhaftes Spektakelstück.“

„Das ist einerlei. Es wird uns schon Spaß machen. Und sollte es uns zu bunt werden, gehen wir einfach wieder fort. Ich bitte dich ums Himmels willen, lieber, mir nicht durch ästhetische Strupel das Vergnügen zu verderben.“

Danach blieb dem Doktor natürlich nichts andres übrig, als sich stillschweigend zu fügen.

Sechstes Kapitel.

Fast am letzten Ende der mit allerlei vollstümlichen Vergnügungstätten besetzten Hauptstraße der Hafenvorstadt erhob sich das unansehnliche, schmucklose Gebäude, über dessen Eingangstür in großen schwarzen Buchstaben die Inschrift „Urania-Theater“ prangte. Das alte, verwitterte Haus, an dessen Fassade sich der Putz in großen Stücken zu lösen begann, hatte allerdings nicht gerade das Aussehen eines vornehmen Kunsttempels. Und während er seiner Schwägerin aus der Droschke half, verspürte Hermann doch wieder einige Gewissensbisse, daß er sich dem abenteuerlichen Vorhaben seines Bruders nicht energischer widersetzt hatte.

Die Geheimnisse von London oder heldenmütige Schwesterliebe, Schauspiel in elf Bildern stand in gewaltigen Lettern auf den blutroten Anschlagzetteln zu beiden Seiten des Eingangs. Und einige Matrosen waren eben damit beschäftigt, andächtig die gewissenhaft aufgezählten Titel dieser elf Bilder zu studieren. Der übliche Sturm auf die Kasse aber war bereits vorüber, und nur vereinzelt Nachzügler schoben noch sich hastig in den matt erleuchteten Flur.

„Fremdenloge — nicht wahr?“ fragte der Kassierer zuvorkommend, nachdem er einen etwas verwunderten Blick auf die elegant gekleideten Besucher geworfen. Und dann klangen sie die kleine, halbscheiterische steile Stiege empor, die aus dem Rassenflur geradeswegs zu dem bevorzugten Plaze führte.

Es war ein winziger dunkler Verschlag, der wahrlich mehr Ähnlichkeit mit einem Käfig als mit einer Theaterloge hatte. Aber nachdem sich ihre Augen ein wenig an die Dämmerung gewöhnt hatten, gewahrten sie, daß sie nicht die einzigen Insassen des kleinen Raumes waren. Ganz im Hintergrunde, auf einem bescheiden in die äußerste Ecke gerückten Stuhl saß ein weibliches Wesen, dessen Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beschattet war, dessen fast noch kindlich schlank Formen aber auf ein Alter von höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahren raten ließen.

Beim Eintritt der neuen Ankömmlinge schien sich die jugendliche Theaterbesucherin noch schüchterner in ihre Ecke zu drücken. Und Kols höfliche Frage, ob sie nicht auf einem der vorderen Stühle Platz nehmen wolle, beantwortete sie mit einem kaum vernehmlich geäußerten: „Nein, ich danke — ich bleibe lieber hier.“

Just in diesem Augenblick ertönte das letzte blecherne Klingelzeichen, und schwerfällig, wie mit verdrießlichem Widerstreben, rauschte der verschliffene Vorhang empor.

Hätte nicht der Zettel verraten, daß „ein verrufener Stadtteil von London“ der Schauplatz des ersten Bildes sei, so würde man sich ohne Zweifel auf den Marktplatz eines höchst ehrbaren deutschen Städtchens verlegt geglaubt haben. Das auf der Scene herrschende Halbdunkel aber und die lebhafteste Phantasie der dicht gedrängten Zuschauer mochten die Illusion dennoch zu einer vollständigen machen. Und es ging wie ein Murmeln der Entrüstung durch das Haus, als der allen Stammgästen wohlbekannte Böfewicht des Urania-Theaters schleichenden Schrittes und in Gesellschaft zweier ebenfalls äußerst verdächtig aussehender Individuen die Bühne betrat.

Es gab zwischen den dreien eine weitläufige Unterhaltung über irgend einen schurkischen Anschlag, dessen Opfer eine arme, elternlose Straßensängerin werden sollte. Die beiden Strolche wurden beauftragt, sie mit List oder mit Gewalt zu entführen. Und nachdem jeder von ihnen eine „Hundertpfundnote“ als Handgeld empfangen hatte, schlich sich der Böfewicht, von einigen unzweideutigen Äußerungen der Verachtung aus den oberen Rängen begleitet, mit dem unvermeidlichen Nechzen und Hüfteln aller hartgefotenen Theaterchurken von der Scene, während seine Spießgesellen sich hinter einem gemalten Mauervorsprung versteckten.

„Du hastest recht — es ist ein schauerliches Machwerk,“ flüsterte Kolf seinem Bruder zu. „Und ich denke... aber, so wahr ich lebe, das ist Bernhard Vornsens Tochter!“

Weit beugte er sich in seiner freudigen Ueberraschung über die Logenbrüstung vor. Aber auch durch das Parterre und die beiden Gallerien des Hauses ging es gleich einer Bewegung bewundernden Staunens. Und man durfte dem Regisseur des Urania-Theaters das Zeugnis ausstellen, daß er sich auf sein Publikum verstand. Denn gerade in dem Augenblick, da die Gelbin des Stückes aus der Kulisse hervortrat, hatte er mit so verblüffender Plöchlichkeit den Mond aufgehen lassen, daß sie von einer Fülle blendenden, weißgrünen Lichtes überflutet wurde, während sich gleichzeitig der durchdringende Geruch bengalischen Feuers als eine natürliche Erklärung der wunderbaren Naturerscheinung im ganzen Hause bemerklich machte.

In ein phantastisches Mignontkostüm gekleidet, eine Gitarre in den Händen, stand die junge Straßensängerin mitten in dem grellen Lichtstreifen. Das blonde Haar floß aufgelöst in biden, weichen Wellen über ihre Schultern und ihren Rücken, das zarte Gesicht überaus lieblich, wie in einen goldigen Rahmen einfassend.

Nun wurde es wieder still. Das rätselhafte Mondlicht nahm zusehends an Helligkeit ab, und die Straßensängerin begann ihren vom Verfasser vorgeschriebenen Monolog.

Sie sprach mit einer weichen, wohlklingenden Stimme, aber leise und mit sehr wenig dramatischem Ausdruck. Es war eine lange, rührselige Leidensgeschichte, die sie dem Publikum zu erzählen hatte, und es schien, daß sie auf die naiven Besucher des Urania-Theaters wirklich den beabsichtigten Eindruck hervorbrachte. Hermann Artner aber war schon nach ihren ersten Worten mit sich darüber im reinen, daß sie eine herzlich unbedeutende Schauspielerin sei. Und er spürte jene peinliche Empfindung, die uns überkommt, wenn wir einen uns nahestehenden oder sympathischen Menschen in einer unwürdigen Lage erblicken müssen.

„Run, eine große Künstlerin ist sie jedenfalls nicht,“ raunte jetzt auch Kolf ihm mit dem Ausdruck des Bedauerns zu. Luima aber, die seit dem Auftreten der Straßensängerin die dunklen Augen nicht von ihr abgewandt hatte, sagte mitleidig:

„Ich fürchte, Kolf, ihr ist nicht wohl. Sie zittert ja am ganzen Körper.“

„Wie viel mehr du doch sehen kannst als wir gewöhnlichen Sterblichen,“ scherzte ihr Gatte. „Aber du magst dich beruhigen. Wahrscheinlich spielt sie ihre Rolle zum erstenmal und hat ein wenig Vampenfieber. Das ist ganz ungefährlich und geht schnell vorüber.“

Doch es ging nicht vorüber, sondern das Gebaren der jungen Schauspielerin wurde immer feltamer und befremdlicher. Sie stockte wiederholt mitten in einem begonnenen Satze und legte die Hand an die Stirn wie jemand, der sich mit Anstrengung auf etwas besinnen muß. Ihre Worte waren hier und da ganz unverständlich, und immer deutlicher hörte man die Stimme des Souffleurs, der verzweifelte Anstrengungen machte, ihrem offenbar versagenden Gedächtnis zu Hilfe zu kommen.

Das Publikum indes schien in alledem noch immer nichts besonders Auffälliges zu finden. Es nahm die häufigen Pausen und die immer matter werdende Sprechweise der Schauspielerin offenbar für etwas, das zu ihrer Rolle gehörte, und spannte seine Aufmerksamkeit nur um so höher an. Hermann Artner aber sah wie auf Nadeln, denn es war ja vorauszu sehen, daß schließlich auch diesen harmlosen Zuschauern das Verständnis der fatalen Situation aufgehen würde. Da wurde er durch ein eigentümliches Geräusch hinter seinem Rücken bestimmt, den Kopf zu wenden. Und er sah zu seiner Ueberraschung, daß das schüchterne junge Mädchen sich von dem Stuhl im Hintergrunde der Loge erhoben hatte und mit vorgeneigtem Oberkörper da stand, beide Hände in einer Gebärde namenloser Angst an die Schläfen gelegt und mit weit geöffneten Augen, in denen sich das Entsetzen spiegelte.

Er wollte eine Frage an sie richten, aber in diesem Moment erfaßte Luima mit einem leichten Ausruf des Schreckens seinen Arm und veranlaßte ihn dadurch, seinen Blick wieder auf die Bühne zu richten. Er sah, daß die Straßensängerin am Boden lag und daß die beiden hinter dem Mauervorsprung versteckten Strolche herzusprangen, um sie aufzuheben und durch die nächste Seitensculisse von der Scene zu tragen. Die Gelassenheit der Zuschauer bewies, daß sie dies für die von dem schleichenden Böfewicht bestellte Entführung hielten. Doktor Artner aber erhob sich hastig von seinem Stuhl, denn hinter ihm ertönte eine verzweifelte Stimme:

„Gott im Himmel — sie stirbt — meine Schwester — meine geliebte Schwester...“ Und im nämlichen Augenblick schon riß das Mädchen die Logenthür auf, um in wilder Hast die steile Treppe hinabzustürzen.

„Sie scheint in der That erkrankt zu sein,“ sagte er. „Ich will sehen, ob ich da vielleicht von Nutzen sein kann.“

Und er folgte der Voraufgeeilten, von der er ja nun mit einem Male wußte, daß es Bernhard Vornsens zweite Tochter war. In dem schmalen Seitengange, auf den die Thüren des Parterre ausmündeten, holte er sie ein. Er sah, daß sie wirklich fast noch ein Kind war, dem das einfache dunkle Kleidchen kaum bis an die feinen Knöchel reichte. Der Logenschließer neben der kleinen Bühnenspforte mußte sie wohl kennen, denn er ließ sie ohne weiteres passieren, und er hinderte auch den Doktor nicht, hinter ihr durch die unverhoffte Thüre den Bühnenraum zu betreten. Da aber wäre er schon beim zweiten Schritt um ein Haar mit einem sehr großen und sehr dicken alten Herrn zusammengestoßen, der hochroten Antlitzes und heftig gestikulierend irgend einem andern Unsichtbaren zurief:

„Vorhang! — Zum Teufel noch einmal — schläft denn der Kerl? — Vorhang, sage ich! Wie lange sollen die Leute noch auf die leere Bühne glocken?“

Hermann zweifelte nicht, in diesem Nachthaber den Regisseur oder den Direktor der Bühne vor sich zu sehen. Und während ein vernehmliches Nausen anzeigte, daß dem mit so großem Nachdruck erteilten Befehl Folge geleistet wurde, wandte er sich an ihn:

„Ich bin Arzt — Doktor Artner! Und da ich vom Zuschauertraum aus wahrzunehmen glaube, daß eine Darstellerin...“

Der alte Herr befand sich ersichtlich in der übelsten Laune.

„Der Teufel hole diese hysterischen Frauenzimmer!“ fuhr er dem Doktor ingrimmig in die Rede. „Umzufallen bei offener Scene! Hat man so etwas schon erlebt! Aber ich werde sie verantwortlich machen für alles, was daraus entsteht. Ja, das werde ich! Ich lasse mir nicht von meinen Mitgliedern auf der Nase herumtanzen. Sie mögen in Ohnmacht fallen so viel sie wollen. Aber nicht, wenn sie hier Komödie spielen.“

„Entschuldigen Sie — aber die Gehege, die Sie Ihren Mitgliedern vorschreiben, interessieren mich durchaus nicht. Ich komme, um mich als Arzt zur Verfügung zu stellen, falls man meiner bedarf.“

„Ja so! Sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor! Ich denke, es hat nichts weiter auf sich mit diesem Unwohlsein. Aber je schneller Sie sie wieder auf die Füße bringen, desto lieber würde es mir natürlich sein.“

Und er stapfte vor ihm her durch das Gewirr verstaubter Kulissen und abenteuerlich gestalteter Verschärfte, von denen man hier nur die schmutzige, geklädte, mit wunderlichen Zeichen und Buchstaben bemalte Rückseite sah.

Nach durch einen schmalen Gang und über ein paar Stufen; dann klopfte der Herr Direktor an eine Thüre.



Kirchgang in einem Schwarzwälder Dorfe. Nach dem Gemälde von B. Hasemann.

„Hier ist ein Doktor, Amalie, der dem Fräulein Anders beistehen will. Er kann doch reinkommen?“ Die Thür wurde von innen geöffnet, und eine nicht mehr jugendliche, aber ebenfalls kostümierte und geschminkte Dame maß den Angeredeten mit prüfendem Blick:

„Bitte sehr, Herr Doktor!“

Sie ließ ihn eintreten, schlug aber seinem Begleiter höchst respektvoll die Thür vor der Nase zu.

„Ich habe schon nach vorn ins Restaurant geschickt, um ein Glas Cognac holen zu lassen“, sagte sie. „Das thut in solchen Fällen immer die besten Dienste.“

Ohne sich über die Zweckmäßigkeit dieser Behandlungsweise zu äußern, trat Hermann Artner an den Stuhl, auf den man die Ohnmächtige niedergelegt hatte, da ein Sofa oder Ruhebett nicht vorhanden war. Sie saß da in ihrem bunten Kostüm und ihrem aufgelösten Haar mit schlaff herabhängenden Armen und geschlossenen Augen. Ihre Schwester, die viel früher als der Arzt den Weg hierher gefunden, stand schluchzend neben ihr und hatte das krasse Köpfchen zärtlich an ihrer Brust gebettet. Mit einem flehenden Blick, der ihm selbst zu Herzen ging, richtete sie ihre großen, in Thränen schwimmenden Augen auf den Arzt. Aber Angst und Aufregung schnürten ihr die Kehle zu fest zusammen, als daß sie ein Wort hätte herausbringen können.

Hermann Artner griff nach dem Puls der Ohnmächtigen und legte die andre Hand für einige Minuten auf ihre Stirn.

„Beruhigen Sie sich nicht, mein liebes Fräulein“, sagte er. „Ihre Schwester wird sehr bald wieder zu sich kommen. Aber öffnen Sie, bitte, vor allem das Fenster. Diese entfeuchtliche Luft könnte ja einen Gefunden ohnmächtig machen.“

Fast in demselben Moment, da der kühle Luftstrom über sie hinstreifte, schlug Elfriede Vornsen die Augen auf. Wirr blickte sie umher. Dann aber fühlte sie sich von den Armen ihrer Schwester umschlungen und mit einer Flut leidenschaftlich zärtlicher Liebesungen überhäuft.

„Aber was ist denn geschehen, Hertha?“ fragte sie. „Du bist hier in meiner Garderobe? Ist die Vorstellung schon zu Ende?“

Hermann Artner war ein wenig zurückgetreten, um sie nicht im Moment des Erwachens durch den Anblick eines ihr unbekannten Mannes zu erschrecken. So konnte er ein paar Sekunden lang ihr Gesicht beobachten, ohne daß sie es ahnte. Und er war geradezu betroffen von der rührenden Schönheit dieses feinen, schmalen Gesichtchens, das hier einen ganz andern Eindruck auf ihn machte als vorhin in dem entstellenden Doppellicht der Bühnenlampen und des abscheulichen bengalischen Feuers.

Er machte der jüngeren Schwester ein Zeichen. Und sie verstand es sofort. Rasch flüsterte sie der Schauspielerin einige Worte ins Ohr, und Elfriede wandte den Kopf.

„Ein Arzt? Ja, mein Gott, was ist denn nur mit mir geschehen?“

Hermann wollte antworten; aber die geschminkte Frau Direktorin kam ihm zuvor.

„Ohnmächtig sind Sie geworden, meine Liebe — mitten in Ihrer ersten Scene. Und es hätte wahrhaftig ein schöner Spektakel werden können. Na, glücklicherweise ist es ja noch gnädig abgegangen. Und da ist auch der Cognac. Trinken Sie aus — das ist ein Radikalmittel gegen solche kleinen Schwächezustände.“

In der That war ein bejahrtes weibliches Wesen, allem Anschein nach eine Ankleidefrau, mit dem befohlenen Labetrunke eingetreten. Und die Direktorin schien sehr geneigt, ihn mit sanfter Gewalt der jungen Schauspielerin einzufloßen. Aber Hermann Artner legte abwehrend seine Hand auf ihren Arm und sagte mit ruhiger Bestimmtheit:

„Verzeihung, werthe Frau — dies Medicament wollen wir denn doch lieber zum Fenster hinausgießen. Die Behandlung des Fräuleins ist wohl zunächst meine Sache, vorausgesetzt natürlich, daß die Patientin selbst damit einverstanden ist.“

„Aber gewiß, Herr Doktor“, antwortete mit überraschender Lebhaftigkeit Hertha an Stelle der Gefragten. „Es war ja so gut von Ihnen, daß Sie hierher gekommen sind. Und Sie werden sie gewiß rasch wieder ganz gesund machen, nicht wahr?“

„Na, dann bin ich also hier überflüssig“, meinte die Direktorin giftig. Und trachend fiel die Thür der Garderobe hinter ihr ins Schloß. Die junge Schauspielerin aber sprach zunächst kein Wort. Mit gesenktem Köpfchen und niedergeschlagenen Augen saß sie da, während unter ihrer durchsichtigen Haut eine rosige Blutwelle langsam bis in die Stirn hinaufstieg. Der Doktor zog sich den einzigen noch vorhandenen Stuhl nahe zu dem übrigen heran und bat sie, ihm ihr Handgelenk noch einmal zu überlassen. Dann, während er aufmerksam die Bewegungen ihres Pulschläges verfolgte, begann er sein durch die Umstände gebotenes ärztliches Verhör. Und bereitwillig, wenn

auch verschämt und mit leiser Stimme, gab sie ihm Antwort auf seine Fragen.

Sie hatte sich nach ihrer Versicherung ganz gesund gefühlt, als sie ins Theater gegangen war, nur ein wenig abgespannt und müde. Aber schon beim Ankleiden war ihr ein paar mal schwindelig geworden, so daß sie sich hatte festhalten müssen, um nicht umzufallen. Und an das, was dann auf der Bühne mit ihr vorgegangen war, hatte sie überhaupt keine klare Erinnerung mehr. Jetzt aber glaubte sie ihre Schwäche ganz überwunden zu haben, obwohl schon ihr Aussehen diese Zuversicht Lügen strafte.

„Wenn ich mich ordentlich zusammennehme, geht es gewiß“, sagte sie. „Ich bin ja nicht krank.“

„Nein“, erwiderte der Arzt. „Aber Ihre Kräfte sind nahezu vollständig erschöpft. Sie haben sich nach irgend einer Richtung hin zu viel zugemutet, mein Fräulein!“

„Siehst du, Elsa, daß ich recht hatte mit meiner Angst um deine Gesundheit?“ mischte sich Hertha ein. Und obwohl ein Blick der Schwester sie um Verschwiegenheit zu bitten schien, fuhr sie, gegen Hermann Artner gewendet, fort:

„Ja, Herr Doktor, Sie haben es ganz richtig erraten. Ein Leben, wie sie es führt, kann niemand auf die Dauer aushalten. Und Sie müssen es ihr verbieten, denn meine Bitten haben ja keine Macht über sie. Schon seit einigen Tagen sah sie so schlecht aus, daß ich die Angst nicht los werden konnte, sie würde krank werden. Und weil sie mir gesagt hatte, daß sie sich vor ihrer heutigen Rolle fürchte, ließ es mir zu Haus in meiner Einsamkeit keine Ruhe, und ich ging ihr nach ins Theater, obwohl sie mir ein für allemal verboten hat, es zu thun. Und da...“

Mit hartem Finger wurde an die Thür des Ankleidezimmers geklopft, und die wohlbekannte heisere Stimme des Herrn Direktors fragte:

„Sind wir bald wieder so weit, Fräulein Anders? Die Verwandlung ist fertig. Und auf der Galerie fangen sie schon an zu trampeln.“

Die junge Schauspielerin fuhr zusammen und machte eine Bewegung, als ob sie aufspringen wollte. Hermann Artner aber drückte sie sanft auf ihren Stuhl zurück.

„Die Dame kann heute nicht mehr auftreten!“ rief er. „Ich muß auf das bestimmteste Einspruch erheben gegen jeden derartigen Versuch.“

Jetzt wurde die Thür aufgerissen, und die ungeheuerliche Gestalt des Direktors schob sich herein.

„Aber sie ist doch wieder ganz munter“, sagte er, nachdem er einen wütenden Blick auf die Gruppe geworfen. „Wir können ja meinetwegen ein paar von ihren Scenen streichen. Und ich denke, sie wird vernünftig genug sein, mir nicht wegen eines kleinen Unwohlseins das ganze Geschäft zu ruinieren.“

„Gewiß, ich will versuchen, weiterzuspielen“, erklärte Elfriede. Aber die Finger des Doktors hielten ihr Handgelenk jetzt mit eisernem Druck umschlossen.

„Ich verbiete es. Denn Sie würden sich damit einer schweren Gefahr aussetzen, mein Fräulein! Ihr Herz arbeitet augenblicklich so schwach, daß Sie vollkommenste Ruhe brauchen, um sich zu erholen. Sie müssen sofort nach Hause und ins Bett.“

„Sie haben es ja sehr leicht, so etwas anzuordnen“, knurrte ihn der Direktor an. „Was aber wird aus mir? Wollen Sie mich vielleicht schadlos halten für meinen Verlust?“

„Ich habe mich nicht um Ihren Verlust zu kümmern, sondern einzig meine Pflicht als Arzt zu erfüllen. Wenn es sich um die Gesundheit oder vielleicht um das Leben eines Menschen handelt, müssen alle andern Rücksichten schweigen.“

Es schien doch, als ob der Herr Direktor sich auf eine solche Möglichkeit bereits gefaßt gemacht hätte, denn er bestand nicht weiter auf seinem Verlangen.

„Gut!“ sagte er kurz. „Das weitere wird sich ja finden. Fräulein Ahlfeld, die nur im letzten Bilde zu thun hat, ist bereit, Ihre Rolle zu übernehmen. Wie es ausgehen wird, weiß ich nicht, denn sie kann sie natürlich nur nach dem Souffleur spielen. Kleiden Sie sich nur gefälligst rasch aus. Denn die Ahlfeld braucht Ihr Kostüm.“

Er ging hinaus, ohne dem Arzt, den er offenbar zu allermeist für seine Verlegenheit verantwortlich machte, noch ein Wort zu gönnen. Und auch Hermann Artner sah ein, daß er jetzt nicht länger hier verweilen dürfte.

„Wenn Sie sich umgekleidet haben, werden Sie einen Wagen holen lassen und unverzüglich nach Hause fahren“, sagte er. „Und Sie werden mir erlauben, mich morgen vormittag nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Darf ich Sie zu diesem Zweck um Ihre Adresse bitten?“

„Mathildenstraße siebzehn bei Frau Teschendorf“, erwiderte Hertha, und in ihren lebhaften braunen Augen, die ihn jetzt offen und vertraulich ansahen, konnte der Doktor lesen, wie innig sie ihm seine Teilnahme für ihre Schwester dankte. Elfriede sagte nichts,

und die tiefe Niedergeschlagenheit in ihren Zügen verriet, daß die durch das energische Auftreten des jungen Arztes herbeigeführte Wendung ihr weniger Genugthuung als Sorge bereitete. Er aber riß aus seinem Taschenbuch ein Blatt, auf das er rasch mit Bleistift einige Worte geworfen, und handigte es Hertha ein.

„Lassen Sie auf der Heimfahrt Ihre Droschke vor irgend einer Apotheke halten und warten Sie auf die Anfertigung dieser Arznei. Ich werde mich morgen durch den Augenschein überzeugen, wie sie gewirkt hat.“

Eine üppige Brünnette, die vermutlich das hilfsbereite Fräulein Ahlfeld war, stürmte aufgeregt herein.

„Mein Gott, Anders, Sie haben noch nicht einmal angefangen sich auszuziehen? Wie soll ich denn da fertig werden?“

Weiter hörte Hermann Artner nichts mehr, denn er stand schon wieder draußen auf dem Gange und suchte sich zwischen den schmutzigen Kulisen und Verfassstücken seinen Weg zu der in den Zuschauerraum führenden Thür. Er hatte den Schwestern nicht Zeit gelassen, ihm zu danken oder sich auch nur von ihm zu verabschieden, aber er verließ sie nichtsdestoweniger mit einem Gefühl der Genugthuung, wie wenn ihm da eine besonders erfolgreiche Kur gelungen wäre.

Der Bruder und seine Gattin erwarteten ihn am Fuße der Logentreppe, und voll ungeduldiger Spannung kam Rolf ihm um einige Schritte entgegen.

„Nun — wie steht's mit ihr? Sie ist doch nicht ernstlich krank?“

„Ich hoffe — nein! Aber sie wird jedenfalls heute nicht weiterspielen. Ihre kleine Schwester, die mir ein sehr herzhaftes und tüchtiges Mädel zu sein scheint, bringt sie nach Hause.“

„Und hast du ihre Adresse?“

„Ja, sie wohnt Mathildenstraße siebzehn. Ich werde sie natürlich morgen besuchen. Von den Geheimnissen von London aber hätten wir, wie ich denke, nun wohl genug.“

„Mehr als genug! Daß dies sogenannte Theater eine so jämmerliche Spelunke wäre, hatte ich mir denn doch nicht vorgestellt. Es thut mir weh, daß ich Bernhard Vornsens Tochter in solcher Umgebung und unter so peinlichen Umständen gefunden. Meine arme kleine Frau ist von dem ausgestandenen Schrecken auch ganz still und stumm geworden.“

„O nein!“ klang Tuimas liebe, weiche Stimme.

„Ich höre ja, daß es nicht bedenklich ist. Aber das junge Mädchen thut mir freilich sehr, sehr leid. Es muß schrecklich sein, sich seinen Lebensunterhalt durch solche Künste zu erwerben.“

Sie begaben sich in ein nahegelegenes Restaurant, um zu Abend zu speisen. Und hier mußte Hermann ausführlichen Bericht erstatten über das, was er hinter den Kulissen gesehen und erlebt hatte. Rolf machte seiner Teilnahme für Elfriede Vornsen und seiner Entrüstung über den brutalen Direktor wiederholt in sehr lebhaften Zwischenbemerkungen Luft. Tuima aber verhielt sich in der That auffallend schweigsam. Und nur der nachdenkliche Ausdruck in ihren schönen dunklen Sammetaugen ließ erkennen, wie aufmerksam sie der Erzählung Hermanns folgte.

Sie aß sehr wenig von den aufgetragenen Speisen, und von dem Wein, den ihr Rolf eingegossen hatte, nippte sie nur ein einziges Mal, als es galt, ihrem Schwager Bescheid zu thun. Rolf aber speiste mit ausgezeichneterem Appetit, und wenn der Vorfall im Arania-Theater seine gute Laune vorübergehend ein wenig beeinträchtigt hatte, so war schon nach Verlauf einer kurzen halben Stunde nichts mehr von dieser Verstimmung zu spüren. Jetzt war auch nicht mehr von Elfriede Vornsen die Rede, sondern von allen möglichen andern Dingen, die ihm denn doch noch mehr am Herzen zu liegen schienen: von der bevorstehenden Uebersiedelung in das neue Heim, von der reizenden Frau Rodenberg und von allerlei weit ausschauenden Zukunftsplänen. In diesem Zusammenhang konnte auch Hermann auf die natürlichste Weise von der Welt die Einladung vorbringen, mit der die Flemmingischen Damen ihn beauftragt hatten. Und er unterließ nicht, hinzuzufügen, daß er sich namentlich für Frau Tuima manche Annehmlichkeit von diesem Verlehr versprechen würde.

„Nun, Schatz, was meinst du?“ fragte Rolf. „Wenn die Damen so herzlich und liebenswürdig sind wie Hermann sie uns schildert, hätten wir ja wirklich alle Veranlassung, uns ihres Entgegenkommens zu freuen. Einen Besuch können wir ihnen jedenfalls machen.“

„Ich bin selbstverständlich mit allem einverstanden, was du für gut hältst“, erwiderte sie. Aber Hermann, der trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft bereits in ihrem Gesicht zu lesen verstand, als wäre er seit langem mit allen Eigenschaften ihres Wesens vertraut, war nicht darüber im Zweifel, daß er ihr mit seinen Bemühungen, einen Verlehr zwischen ihr und Elsie Flemming anzubahnen, vorläufig noch keine Freude bereitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Die Amerikareise des Prinzen Heinrich hat einen durchaus erfreulichen Verlauf genommen, und das deutsche wie das amerikanische Volk können mit voller Befriedigung auf diese Tage zurückblicken. Während seines vierzehntägigen Aufenthalts in der gastreichen Union wurde der Bruder des Deutschen Kaisers mit Aufmerksamkeit und Auszeichnungen überhäuft, und die ihm bei der Abfahrt am 11. März dargebrachten Abschiedsgrüße haben dargethan, wie sehr er es verstanden hat, sich die allgemeinen Sympathien zu gewinnen. Ganz gewiß darf man heutigentags die Bedeutung von Fürstenreisen nicht überschätzen, allein die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich hat zweifellos die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten freundlicher und inniger gestaltet, und wenn seine Worte: „Laßt uns danach trachten, Freunde zu sein,“ in der großen Republik der Neuen Welt dauernden Wiederhall finden, so wird das in Deutschland aufrichtige Freude erregen. Wir geben auf Seite 411 eine Folge von Momentaufnahmen wieder, die während der Reise des Prinzen gemacht wurden. Weitere Erläuterungen dazu erscheinen überflüssig, da ja die Unterschriften die dargestellten Szenen genügend bezeichnen und im übrigen alle Tageszeitungen eingehende Schilderungen gebracht haben.

Marine.

Ein neuer Titel und eine neue Flagge ist in der deutschen Marine eingeführt worden. Der rangälteste Kommandant der deutschen Kriegsschiffe in den amerikanischen Gewässern hat den Titel „Kommodore“ erhalten, als erster der Kapitän zur See Stiege vom Kreuzer „Vineta“.

Naturkunde.

Eine seltsame Naturerscheinung brachte der diesjährige Winter an der norddeutschen Seeküste. In verschiedenen Hafenorten wurde beobachtet, wie die sonst so scheuen Lachmöwen, von Kälte und Hunger bedrängt, sich zu Hunderten einstellten, um in der Nähe von Menschen Schutz und Nahrung zu suchen. Besonders zahlreich stellten, wie unser Bild zeigt, die Möwen sich im Kieler Hafen ein, und die Tierfreunde säumten nicht, ihnen reichlich Brocken zuzuworfen, welche die Möwen, falls jene hoch im Bogen geschleudert wurden, geschickt in der Luft auffingen.

Länder- und Völkerkunde.

Die Zahl der Menschenleben, welche jährlich in Indien wilden Tieren zum Opfer fallen, hat den neuesten Nachrichten zufolge erschreckend zugenommen. Im vergangenen Jahre kamen beim Gouvernement 2966 Todesfälle durch wilde Tiere und die große Zahl von 24821 Todesfällen infolge von Schlangenbissen zur Anzeige. Die Präsident-

schaft Bombay allein ist hieran mit 1148 Fällen beteiligt, von denen 26 durch wilde Tiere und der Rest durch giftige Schlangen herbeigeführt sind. Bengalen steht allen voran mit dem Verlust von 1632 Menschenleben durch wilde Tiere und 12220 Opfern, welche Schlangen anbeimgelassen sind. Im Jahre 1901 wurden in Indien 899 Personen von Tigern, 338 Personen von Wölfen, 327 von Leoparden, 95 von Bären, 40 von Elefanten, 27 von Hyänen, 1230 von andern Tieren, hauptsächlich von Schakalen und Krokodilen, getötet. In Bengalen haben die Tiger eine solche Verheerung angerichtet, daß durch das Gouvernement eine besondere Expedition zur Ausrottung beschlossen

genommen und weiter verbreitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Thätigkeit ist. Eine Lösung von Fluorescein, wie sie Dr. Jeard benutzt, färbt so stark, daß ein einziges Gramm 45000 Liter Wasser zu färben im Stande ist; dabei ist es nicht im geringsten giftig. Wird etwas davon unter die Haut eines lebenden Menschen gepumpt, so zeigen schon nach zwei Minuten die Haut und besonders die Schleimhäute eine starke Färbung, und der Mensch hat das Aussehen, als ob er an akuter Gelbsucht lide. Die Gewebe des Auges nehmen eine hellgrüne Färbung an, die Pupille verschwindet, und das Auge sieht aus, als ob ein prachtvoller Smaragd eingesetzt wäre. Die Thränen, der Speichel und der Urin sind sämtlich gefärbt, und ein Blutstropfen erzeugt in einem Glas Wasser eine helle grasgrüne Färbung. In einer Stunde oder zwei sind alle diese Erscheinungen verschwunden, da dann das Fluorescein durch die Niere ausgeschieden ist.

Naturereignisse.

Die Erdbebentafelstrophe im östlichen Kaukasus. Am 13. Februar wurde das östliche Kaukasien von einem Erdbeben heimgesucht, das von der Stadt Tiflis östlich bis zum Kaspischen Meer und vom Nordabhang des Kaukasus bis in das nördliche Persien bemerkbar war und in vielen Städten und Dörfern Schaden anrichtete. In furchtbarer Weise wurden jedoch die Stadt Schemacha und ihre Umgebung betroffen. Die Stadt mit ca. 25000 Einwohnern und neun Dörfern wurden im Verlaufe von wenigen Minuten völlig zerstört und Tausende von Menschen unter den Trümmern begraben. Das Bild der Zerstörung ist grauhaft. Das Steueramt liegt in Trümmern, die Kuppel der russischen Kirche stürzte ein, die sieben Moscheen der Stadt sind vernichtet, und selbst die 800 Jahre alte Hauptmoschee, die schon so manchem Erdbeben Trotz geboten, mußte diesmal dem starken Anprall weichen. Man schätzt die Zahl der Toten in der Stadt allein

auf 6—8000, darunter hauptsächlich mohammedanische Frauen und Kinder. Dies erklärt sich daraus, daß der 13. Februar gerade ein Tag war, an dem die Frauen nach mohammedanischer Sitte die Bäder besuchen; in den zwölf Bädern der Stadt befanden sich zur Zeit der Katastrophe etwa 2000 Frauen und Kinder. Die Gouvernementsregierung entsandte sofort eine Abteilung Sappeure und ein Bataillon Jäger, sowie eine ganze Anzahl Aerzte an Ort und Stelle, doch ging die Bergung der Leichen infolge der schmalen, durch den Schutt gesperrten Straßen sowie der häufigen Erdstöße nur langsam vorwärts. Im Zeitraume von fünf Tagen konnten erst 2200 Leichen geborgen werden. Der Zar spendete 150000 Rubel für die Unglücklichen; in allen russischen Städten sind Kollektoren eingeleitet worden. 126 Ortschaften mit 9084 Häusern wurden betroffen. Von diesen wurden 3496 zerstört, 3943 beschädigt. Außerdem erlitten Schaden 4163 Wirtschaftsgebäude, 11 Kirchen, 41 Moscheen, 3 Mühlen, 3 Schulen und 8 Seidenwebereien.



Fremde Gäste auf dem „Kleinen Kiel“ in Kiel.

wurde, außerdem hat man hohe Belohnungen ausgesetzt für jedes eingebrachte Exemplar. Im Distrikte Gaya werden 300 Rupien, in Ranchi und in Singhahum 200 Rupien für jeden erlegten Tiger bezahlt.

Neue Erfindungen.

Die Unterscheidung des Scheintodes vom Tode macht trotz der unzähligen Mittel, die dafür angegeben sind, noch immer einige Schwierigkeit. Alles mögliche hat man gegen den Scheintod aufgeboden, zuletzt auch die Röntgenstrahlen, die in der That ein sehr wertvolles Erkennungsmittel sein sollen. Dennoch werden auch sie nicht gerade oft angewandt werden, da sie einen umständlichen Apparat verlangen und erhebliche Kosten verursachen. Die Pariser Akademie der Wissenschaften hat kürzlich ein Verfahren mit einem Preis ausgezeichnet. Sein Erfinder ist Dr. Jeard aus Marseille, er wendet den bekannten Farbstoff Fluorescein an. Kein Stoff kann von den Geweben des Körpers auf-



Russische Kirche in Schemacha.



Größte Badanstalt in Schemacha.



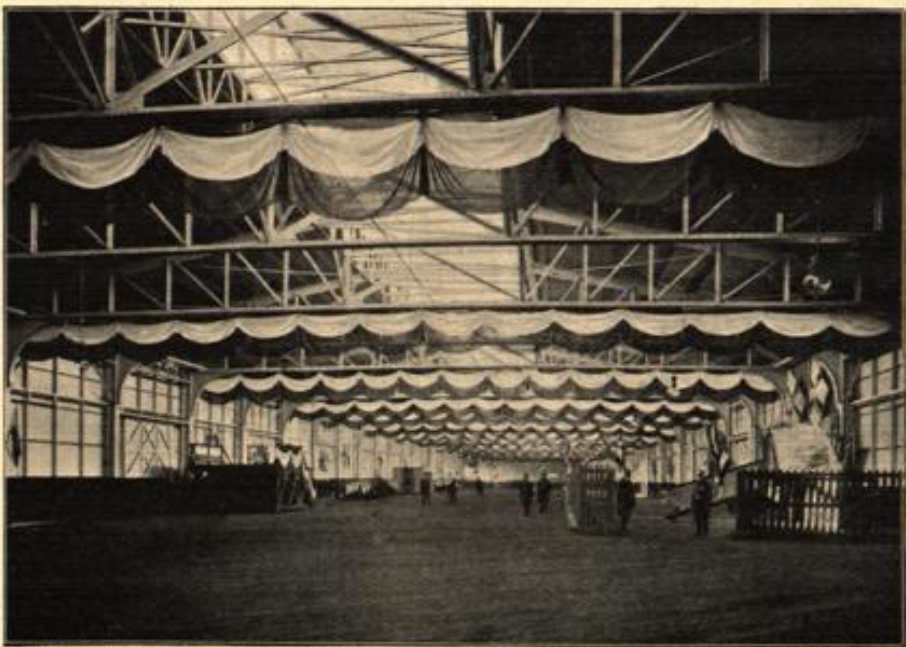
Phot. Henry J. Goss, New York.

Die Kaiserjacht „Meteor“ nach dem Stapellauf.



Phot. E. Müller, Berlin.

Gruppe deutscher Offiziere auf Ausflug nach dem „Kronprinz Wilhelm.“



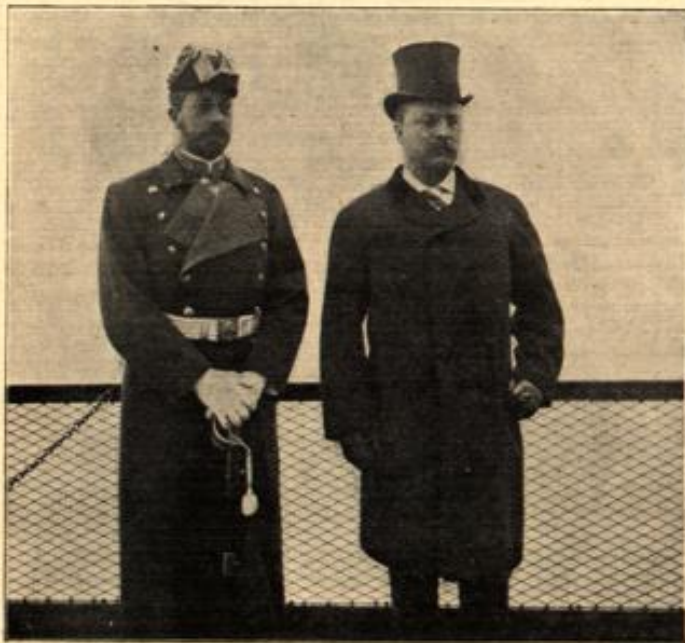
Phot. E. Müller, Berlin.

Inneres der Ankunftshalle des Norddeutschen Lloyd in New York.



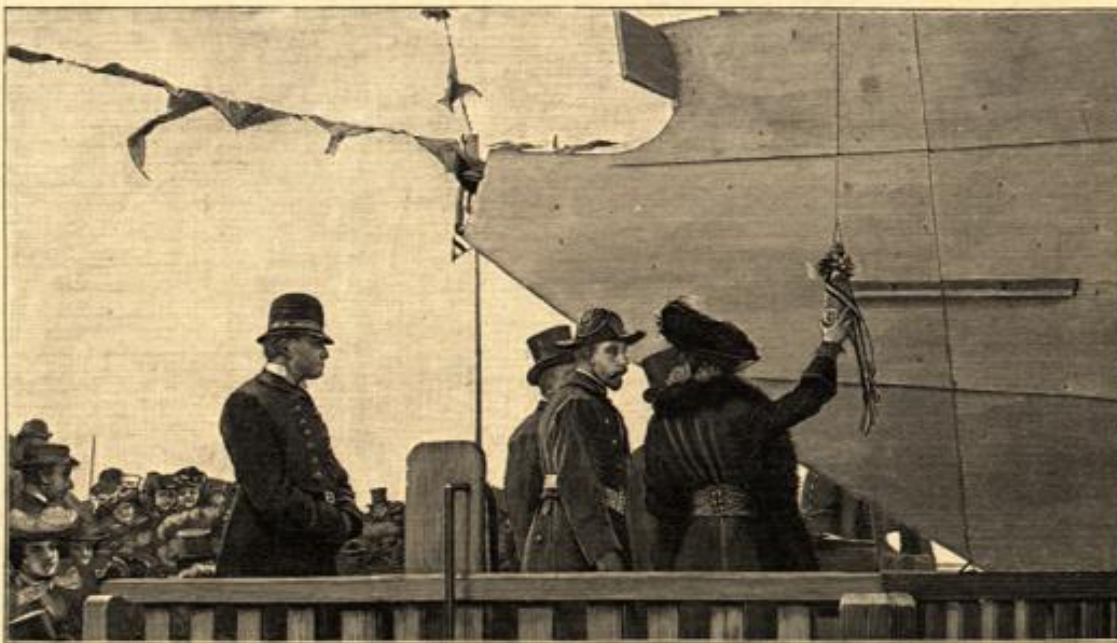
Phot. E. Müller, Berlin.

Amerikanische Flottille bei Staten Island die Ankunft des „Kronprinz Wilhelm“ erwartend.



Phot. Habermast & Habermast, New York.

Prinz Heinrich und Präsident Roosevelt auf der „Hohenzollern.“



Phot. Henry J. Goss, New York.

Die Taufe der Kaiserjacht „Meteor“ durch Miss Roosevelt.



Phot. Henry J. Goss, New York.

Shooter Island, links X der Schuppen, in dem die Kaiserjacht „Meteor“ lag.

Bilder von der Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach Amerika. (Text S. 410.)

Neue Bücher und Schriften.

Speer, August. „So war's.“ Ernst und Scherz aus alter Zeit. Hg. geb. M. 5.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Der Verfasser, der sich durch seine durchgeistigten Schöpfungen bereits einen der ersten Plätze in der neueren Literatur gesichert, schlägt in den vorliegenden Erzählungen aus der „guten alten Zeit“ verschiedene geklammerte, jedoch durchweg vollklingende Lieder an. In „Das Orgelkind“ verlegt er uns in die Zeit finsternen Aberglaubens, die ad dei gloriam folterte und Schellerhausen errichtete; glücklich aber wickelt er das entzückende, herabwendende Licht abzuwenden, so daß der Leser aufatmet nach bangerm Druck. — „Der Traquin“, nach dem Dreißigjährigen Krieg lebend, ist eine ganz prächtige Erzählung, voll von derber Laune, Mädchenwitz und feinem Spott. — „Im Hochzeitsjahr“ berichtet uns der Autor in die Simultanparade Grenzburg an der böhmischen Grenze. Mit martialischem Jargon wird hier die Gefahr des protestantischen Geistes in der Schilde, der vergebens seinen Kampf kämpft für die ihm Anverwandten. Stiller denn er ist der harte Buchstabe, sind die Takte hochpreislicher Regierung d. d. 1780. Schilderung sowie Charakterzeichnung sind meisterhaft. — „Harro“ endlich, die letzte der vier Erzählungen, führt an den Hof eines Duodezjahres jener Zeit, da die Weltmacht der Könige in den Köpfen hockte und die leeren Sädel fürklarer Dörren füllte. Verräter schuf und Betrogene. Ein durch und durch echtes, ergötzliches Bild voll Farbe und Leben, Minneleut und Weib, Ritterlichkeit und Rarment. — Alles in allem ein vortreffliches Buch, das niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Niviera, Prachtalbum von Nizza, Antibes, Cannes, Grasse, Mentone, Monaco, Monte Carlo. Sammlung von Ansichten und Originalphotographien von J. Niviera in Nizza und Stengel & Cie. in Dresden. Mit Text in drei Sprachen. Herausgegeben von J. Lauerer. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. M. 8.—. — Tadellose Illustrationen, zu denen sich eingehend erläuternde Begleitwörter gesellen, machen dies Werk zu einem vortrefflichen Führer an jene reizenden, vielbelächelten Gegend.

Anleitung zur Auswertung von Wettervorhersagen für alle Berufsstände. insbesondere für Schule und Landwirtschaft gemeinverständlich bearbeitet von Prof. Dr. W. J. van der Werf, Abteilungsleiter der Deutschen Seewarte. Mit 16 Abbildungen. Preis M. —.80. Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. — Von der Uebersetzung ausgehend, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine nennenswerte Förderung der Wettervorhersagen nur dann zu erzielen ist, wenn die Grundregeln der praktischen Wetterkunde Eingang bei den breiteren Schichten des Publikums finden, unternahm es der Verfasser, diese kleine Schrift abzuheften, die jeden elementar Gebildeten in Hand legen soll, ein eigenes und begründetes Urteil über den Zustand und den wahrscheinlichen Verlauf der jeweiligen Wetterveränderungen sich zu verschaffen. Das Büchlein enthält eine fünfundsiebzigjährige Erfahrung und enthält in gedrängter, gemeinverständlicher Darstellung alles Wissenswerte in Bezug auf die Handhabung der Wettervorhersage.

Allerlei Kurzweil.

Silbenrätsel.

Als jüngst ich ging zu Markte
Mit Silbe eins und zwei,
Begegnet mir Gertrude,
Als ob's ein Sollen sei.

Kühn fragt' ich und entschlossen:
Wird mein die erste dir?
Sie dankte, sehr verbindlich,
Und gab die zweite mir.

Ergänzungsrätsel.

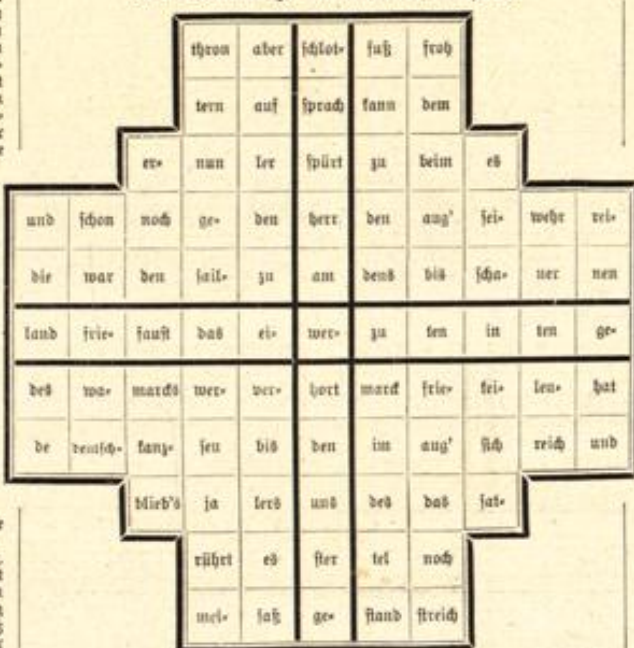
An den Schluß nachstehender Sätze sind zu deren Ergänzung je zwei Wörter anzufügen, und zwar muß das zweite Wort stets aus dem von rückwärts gelefenen ersten Wort bestehen. Den Kindern eine Freude zu machen, lockte ich das —. Ein hübscher Schmuckstein war's, den die Dame an ihrem —.

Wie bezauberte die grazios im Tanz sich schwingende —. Zu ihrem Söhnchen sagte die Mutter: „Es wird Abend; geh, hol mir noch schnell —.“ So oft der Gläubiger auch um sein Geld schrieb, der Schuldner fandte es ihm —.

Barth sprach der Pflanzler: „Fleißiger sei, du sollst dich —.“ Bei Singübungen mahnte der Lehrer die Schülerin: „Beherrsche den —.“ So wurde sie fränk; nach raschem Tanze aß —.

Arithmetischer Gedenkfeier-Rösselsprung.

Zum Geburtstage Bismarcks (1. April).



Hat man durch zusammenhängende Rösselsprunglinien die Silben in den Feldern obiger Figur derart miteinander verbunden, daß man Worte aus dem bekannten „Bismarcklied“ von Wih. Berger erhält, so schreibe man — dem Texte folgend — statt der einzelnen Silben vom Anfangs- bis zum Endfelde die fortlaufenden Zahlen von 121—208, und es wird sich ergeben, daß die Ziffernsumme sowohl der mittleren festschreiben als auch wagerechten Felderreihe 1815 (Geburtsjahr Bismarcks) beträgt.

Telegraphenrätsel.



Eingesandt-Namenrätsel.

Mein 1. ist in Nantes, doch nicht in Tours,
Mein 2. ist in Gras, doch nicht in Chur,
Mein 3. ist in Solp, doch nicht in Haag,
Mein 4. ist in Rom, doch nicht in Prag,
Mein 5. ist in Köln, doch nicht in Omsl,
Mein 6. ist in Wien, doch nicht in Tomsf,
Mein 7. ist in Hof, doch nicht in Kiel,
Mein 8. ist in Bonn, doch nicht in Biel.

C. F. M.

Buchstabenrätsel.

1, 2 bis 5, es ist ein Lohn,
2, 3, 4, 5, es hebt's der Wind,
3, 4, 5, manchem bracht' es Tod,
5, 6 und 7, sprich's nicht, Kind!
3, 4 bis 8, um was vermehrt,
Ist hohe Freud' für jung und alt,
9 bis zu 14, Früchte hegt's,
Und ist von tödender Gewalt.
Das ganze Wort: in trüber Zeit
Thut's doppelt weh; ein harter Joll
Wenn's jene trifft, die mühsam, schwer,
Um's Brot sich sorgen, kummervoll.

Auflösungen der Rätsel Seite 388.

Des Liederanfängerergänzungsrätsels:

1. An der Quelle sah der Knabe.
2. Da streiten sich die Leut' herum.
3. Du Ring an meinem Finger.
4. Ich hatte dich lieb, mein Tochterlein.
5. Laß, mein Herz, das bange Trauern.
6. Im grün verhangnen, düstigen Gemach.
7. Schleswig-Holstein, meerrundungen.
8. Gelassen stieg die Nacht ans Land.
9. Laß mich in Gras und Blumen liegen.
10. Ich sah des Sommers letzte Rose stehn.

Des Versteckrätsels: 1. Festrede, 2. Verpflichtung, 3. Artigkeit, 4. Seehund, 5. Goldgäulen, 6. Telemach, 7. Vertreibung, 8. Bettentöser, 9. Gefinde, 10. Bernheim, 11. Alfenid, 12. Malerei, 13. Unterwelt, 14. Angebinde, 15. Splitter, 16. Sittenlehre. — Neblichkeit und gute Sitten sind in aller Welt gelitten.

Des Wortumwandlungsrätsels: Fabel — Mähle — Utrecht — Gland — Duchen — Rebling — Trina — Ratter — Surke — Schwester — Anton — Nora — Fuge — Nische — Rudel — Grima.

Des Streichrätsels:

Wie viele Tage, Wochen schwanden,
Seitdem mein Brief dir kam zu Handen;
H. A. w. g. ruf' ich dir zu,
Geliebtes Schreibefaulstücker du!"

Des Worträtsels: Ergehen — Vergehen — vergehen — vergeben.

Des Königszug-Rösselsprungs:

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat:
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
Spürt du, was Gutes der Winter that.
Und deucht die Welt dir öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer;
Sei still und habe des Wandels acht —
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

Schachbriefwechsel.

Dr. Sch. in Solingen. Nr. 5 lösten Sie im allgemeinen richtig; nur in der Werbung C 3 — C 2 trafen Sie nicht den zum Ziele führenden Zug, da bei Ihrer Fortsetzung Schwarz durch 3. . . . A 4 — E 8 das Matt bis zum vierten Zuge ausfällt.

Aus Küche, Haus und Hof.

Suppe von Bratentunke. 100 Gramm fein geschnittener Zwiebeln werden in zwei Eßlöffeln Rindsfett geschmort, zwei Eßlöffel Mehl darin gelblich gedünstet und mit zwei Litern kochendem Wasser und Salz aufgegüßt. Nachdem hierin eine halbe Tasse Reis und eine fein gewiegte Knolle Sellerie weich gekocht worden, wird die vorhandene Bratentunke zugegossen.

Brinjehtartoffeln mit Hering. Drei Heringe werden gut gewässert, entgrätet und klein würfelig geschnitten; daneben 1½ Kilo Kartoffeln in der Schale weich gekocht, geschält und in Scheiben geschnitten, dabei aber recht heiß gehalten. Nach diesen Vorrichtungen wird eine Auflaufform oder Schüssel reich mit Butter ausgestrichen, dahinein eine Lage Kartoffelscheiben und darüber Butter- oder fein würfelig geschnittene Speckstücke gelegt, darauf eine Lage Heringswürfel mit Zwiebelscheiben. So wird der Reihe nach abgewechselt, aber mit den Fettstücken abgeköpft. Diese Form kommt drei Viertelstunden lang in den heißen Ofen. Beim Anrichten kommt darüber ein Guß von zwei geschlagenen Eiern, anderthalb Tassen Milch, Mustatnuß und Salz.

Gebatene Tauben. Man nimmt junge Tauben, richtet sie her und reibt sie mit Salz und Pfeffer von außen und ein wenig von innen ein. Nun macht man folgende Fülle: Man weicht für zwei Tauben eine Semmel in Wasser oder auch halb Wasser, halb Milch ein, drückt sie fest aus, läßt ein Stück Butter vergehen und darin fein ge-

schnittene Zwiebel und Petersilie anziehen, giebt die Semmel hinein, röstet sie etwas mit, thut das Ganze in eine Schüssel, salzt und pfeffert es, reibt ein wenig Mustatnuß daran, läßt es erkalten, schlägt zwei Eier hinein und mengt alles gut untereinander. Nun füllt man die Tauben und näht sie zu. Hierauf macht man Butter in einer Bratpfanne heiß, legt die Tauben hinein, bratet sie auf beiden Seiten goldbraun, giebt dann ein wenig Fleischbrühe und ein Stückchen Zitronenschale dazu, bratet sie in einer Stunde vollends weich und richtet sie an. — Zu Spargeln, Pflückerbisen und gelben Rüben, Hopfengemüse oder Salat.

Hopfengemüse. Recht junge und zarte Reime werden, nachdem sie sorgfältig gewaschen und gewaschen sind, was am besten den Abend vorher gemacht wird, da es sehr zeitraubend am Morgen ist, in siedendem Salzwasser rasch weich gekocht, in ein Sieb geschüttet und mit kaltem Wasser abgelaßt. Nun macht man eine feine, helle Buttersauce, würzt sie nach Belieben, läßt die Hopfensprossen darin aufkochen und zieht die Tunkte vor dem Anrichten mit zwei Eibollern ab. Eignet sich sehr gut als Kranken Speise mit gebratenem Täubchen.

Frühlingsalat. Die ersten, zarten Schößlinge des Löwenzahn, auch Kettenblume genannt, liefern einen wohlsmekenden und sehr gesunden Salat. Man fucht die Pflanze auf Wiesen oder auch an sonnig gelegenen Gemäuer, wählt nur die zartesten, gelblichgrünen Schößlinge und behandelt sie dann wie Brunnenkresse. Anna Berg.

Apfelsinenschalen geben allerliebste Körbchen, die man mit kleinen Osteriern füllen und als hübsches Geschenk für Kinder befreundeter Familien benutzen kann. Die Apfelsinen sind sehr preiswert zurzeit, und die Frucht selbst ist bei der Herstellung der Apfelsinenschalenkörbchen zu Puddings, Tunken, Salaten u. dergl. zu benutzen. Man muß für die Körbchen möglichst große Apfelsinen nehmen, teilt jede Apfelsine in einen kleinen und großen Teil und nimmt aus dem letzteren behutsam alles Fruchtfleisch. Rings herum wird der Rand mit einer Schere ¼ Centimeter dick abgeschnitten, jedoch so, daß er an zwei sich genau gegenüber liegenden Punkten noch mit der Schale verbunden bleibt. Der losgeschnittene Rand wird darauf in die Höhe gebogen und mit einem schmalen farbigen Bändchen zusammengebunden, so daß ein Ferkel entsteht. Die auf diese Weise hergestellten Körbchen legt man mit Moos aus und füllt sie mit ganz kleinen Osteriern verschiedener Art.

Die am Abend des Ostersabends aufgestellten Eier richtet die Hausfrau gern besonders hübsch und festtäglich an. Sehr hübsch sieht eine Eierpyramide aus. Um diese herzustellen, nimmt man eine runde Schüssel, deren Rand man mit feingehacktem lichtgrünem Krepppapier belegt und ihn hin und wieder dann mit weißen und rosa Strohblümchen bestückt. Weiße und auch bunt gefärbte, wie beliebig verzierte Osterier, die aber nicht aus andern Dingen geformt sein dürfen, werden auf der Schüs-

sel pyramidenförmig angerichtet. Oben auf die Eierpyramide stellt man ein kleines Osterhäuschen aus Papiermaché, das man mit einem bunten Seidenband umschlingt und dem man vorn zwischen die Pfoten ein kleines Frühlingssträußchen klemmt. Diese Osterierhäuschen ist einfach und schnell herzurichten und sieht doch allerliebste aus.

Wer einen Topf blühender Frühlingsblumen verschenken will, kann diesem eine ganz besonders hübsche österliche Hülle geben, die man aus Weidenläschen herstellt. Man muß diese Hülle aber schon eine Woche vor dem Osterfest herstellen, da die Weidenläschen, die man dazu nimmt, noch nicht aufgeschliffen sein dürfen, sondern erst im Laufe der Woche aufspringen sollen. Man schneidet die Weidenläschen zur Topfhülle in gleicher Länge zurecht und verbindet sie durch Draht zweimal miteinander, und zwar das eine Mal in halber Höhe, das zweite Mal noch etwas tiefer. Die Röhrenzweige müssen alsdann unten ganz eng zusammentreffen, oben aber auseinandergehen und rund zusammengebunden die Form einer Topfhülle haben. Die fertige Röhrenhülle wird auf einen passenden, mit Moos bedeckten Teller gestellt und das Moos immer feucht gehalten, bis alle Röhren aufgesprungen sind. Dort, wo man durch den Draht die Weidenläschen verbunden hat, schlingt man ein weinrotes seidenes Band um die Hülle, um den Draht zu verbergen, und stellt zuletzt den Topf blühender Frühlingsblumen hinein.

Luise Holte.